



F E L I X K A R L I N G E R  
Z A U B E R S C H L A F  
U N D E N T R Ü C K U N G

Umschlagentwurf und Photo:  
Nikolai Dobrowolskij

---

Sebastian Prantl und Ensemble:  
motion pictures III.

RAABSER MÄRCHEN-REIHE

7

# Zauberschlaf und Entrückung

Zur Problematik des Motivs der  
Jenseitszeit  
in der Volkserzählung

Von  
FELIX KARLINGER

Wien 1986





# RAABSER MÄRCHEN-REIHE

Gegründet von Leopold Schmidt

Geleitet von Klaus Beitzl

Band 7

## Zauberschlaf und Entrückung

Zur Problematik des Motivs der Jenseitszeit in der Volkserzählung

Von Felix Karlinger

Bisher erschienen:

Band 1

### **Wunder über Wunder**

Gesammelte Studien zur Volkserzählung

Herausgegeben von Leopold Schmidt

Band 2

### **Judastraditionen**

Von Peter Dinzelbacher

Band 3

### **Die Darstellung von Kinderspielzeug und**

### **Kinderspiel**

**in der griechischen Kunst**

Von Regine Schmidt

Band 4

### **Europäische Volksliteratur**

Festschrift für Felix Karlinger

Herausgegeben von Dieter Messner

Band 5

### **Kinder- und Jugendspiele aus Niederösterreich**

Von Karl Haiding und Sophie Gaß

Band 6

### **Die Kuenringer in Sage und Legende**

Von Margot Schindler

Wien 1986

Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde

# Zauberschlaf und Entrückung

Zur Problematik des Motivs der  
Jenseitszeit  
in der Volkserzählung

Von  
FELIX KARLINGER

Wien 1986  
Im Selbstverlag des österreichischen Museums für Volkskunde

*Redaktion der Reihe: Dr. Klaus Beitzl*  
*Verwaltung: Österreichisches Museum für Volkskunde*  
*A-1080 Wien, Laudongasse 15—19*

*Alle Rechte vorbehalten*

*Druck: REMAprint, Neulerchenfelder Straße 35, A-1160 Wien*  
*Kommissionsverlag: Ferdinand Berger & Söhne Gesellschaft m.b.H.*  
*Wiener Straße 21-23, A-3580 Horn*  
*ISBN 3-900359-32-6*

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek  
**Karlinger Felix:**  
Zauberschlaf und Entrückung : zur Problematik d.  
Jenseitszeit in d. Volkserzählung — Texte u.  
Hinweise / Felix Karlinger. Österr. Museum für  
Volkskunde. — Wien : Österr. Museum für Volkskunde,  
1986.  
(Raabser Märchen-Reihe ; Bd. 7)  
ISBN 3-900359-32-6  
NE: GT

## INHALT

Das Jenseitszeit-Motiv .....	7
Texte und Hinweise .....	9
A1) Flucht ins Feenland .....	11
A2) Der Schlaf im Schloß .....	16
A3) Der dankbare Tote .....	19
A4) Der einsame Tote .....	22
A5) Der hundertjährige Schlaf .....	24
A6) Der Paradiesvogel .....	25
A7) San Virila .....	28
A8) Die verfolgte Frau .....	32
A9) Der Fuhrmann .....	36
B1) Der Mann, der in der Vergangenheit weilte .....	38
B2) Der Mann, der im Totenreich war .....	41
B3) a) Wie drei Meister der Schwarzkunst zum Hofe des Kaisers Friedrich kamen .....	44
B3) b) Handelt von dem, was einem Dechanten von Santiago mit dem Zauberer Don Illán in Toledo begegnet ist .....	45
B4) Geschichte vom jungen Priester .....	48
B5) Zweierlei Leben .....	52
B6) Der Mann, der 99 Popen tötete .....	55
B7) Das Kind im Brunnen .....	58
B8) Annika .....	60
B9) Die beiden Liebenden im Land, wo es Nacht ist .....	64
Nachwort .....	68
Anmerkungen .....	69



## DAS JENSEITS-MOTIV

*Rabbi Choni quälte sich alle Tage über den Sinn von Psalm 126,1 ab: „Als der Ewige die Gefangenschaft Sions wendete, waren wir gleich Träumenden“. — Ist es denn möglich, sagt er, daß ein Mensch 70 Jahre im Traum sein kann? Eines Tages überkam ihn auf dem Wege der Schlaf; ein Felsstück bedeckte ihn und verbarg ihn, und er schlief 70 Jahre. Als er sich gelegt hatte, hatte er einen Mann einen Johannisbrotbaum pflanzen sehen; wie er erwachte, sah er zu seinem Staunen, wie jener Mann von dem Baume Früchte sammelte. Da fragte er: „Bis du es, der den Baum gepflanzt hat?“ — „Nein, ich bin dessen Enkel.“*

*Darauf ging er nach Haus und fragte: „Lebt der Sohn Chonis noch?“ — „Nein, aber der Enkel lebt noch.“ Er ging ins Lehrhaus, da hörte er die Rabbinen sagen: „Die Halacha ist uns so klar, wie in den Jahren Chonis.“ — Da sprach er: „Ich bin es!“ —*

*Sie aber glaubten es ihm nicht und erwiesen ihm nicht die Ehre, auf die er Anspruch erheben konnte. Da wurde er entmutigt und bat um Erbarmung, daß er sterben möchte.<sup>1)</sup>*

Es ist wohl kein Zufall, daß die oben zitierte Stelle einen Versuch darstellt, Abstraktes in konkrete Handlung umzusetzen, wie wir es auch aus vielen anderen Schriftstellen kennen. Aber es ist dabei interessant, daß es um die Relativität der Zeit geht und daß dabei das Stichwort „Traum“ fällt. Der Mensch erfährt ja in der Tat im Traum am deutlichsten die Zeitverschiebungen, die Andersartigkeit zeitlichen Ablaufes und die Verzerrung dieser „4.“ Dimension.

Raum und Zeit sind Begriffe, die in Literatur und Volkserzählung eine sehr ungleiche Rolle spielen, sobald es nicht um den „Normalfall“ geht sondern um das Jenseitige. Jenseitsraum bleibt dabei absolut als Raum jenseits des Erfahrenen und Erfahrbaren ein Spiel der Phantasie; daran ändern auch Hilfsterminologien wie „Pararaum“ und „Gegenwelt“ nichts. Die Relativität der Zeit hingegen ist seit Einstein zumindest eine Chiffre, die sich graphisch darstellen läßt, und deren Existenz beweisbar scheint. Vielleicht wird sie eines Tages „erfahrbar“ werden, sodaß die Jenseitszeit Realität annimmt.

Freilich können wir an dieser Stelle gleich beobachten, daß es einen grundlegenden Unterschied zwischen der Realität der Zeit und dem zeitlichen Jenseits der Volkserzählung gibt: im Gegensatz zur ersteren kennt die Volkserzählung zwei Spielformen des Zeitablaufs im Jenseits: eine schnellere Ablaufsfolge gegenüber dem Diesseits und eine langsamere.

Beide Zeiterfahrungen entsprechen Beobachtungen, die allgemein menschlich sind: medizinische Traumforschung hat ergeben, daß die Träume meist sehr kurz sind und selten länger als Minuten dauern. Und doch können wir im Traum es so empfinden, als verbrächten wir einen großen Zeitabschnitt in diesem Zustand. Andererseits erfahren wir im Zustand

tiefer Bewußtlosigkeit, zumal wenn sie plötzlich einsetzt, und ebenso in der Narkose, daß wir beim „Erwachen“ den Eindruck haben, wir seien nur Sekunden „weg“ gewesen, und dabei können Stunden, ja Tage dazwischen liegen.

Die Faszination, die vom Bewußtwerden der Zeitdimension ausgeht, hat zunächst sich im Bereich der religiösen Welt ausgewirkt, wie auch der oben zitierte Text beweist. In Mythen und Legenden begegnen wir vom schlafenden Epimenides des Pausanias über den Siebenschläferstoff bis zur Legende vom entrückten Mönch vor allem immer wieder dem Zug, daß die Jenseitszeit langsamer verstreicht. Es will scheinen, als besitze dieses Phänomen die größere suggestive Kraft, als käme es einem uralten Menschheitstraum von „Jugend ohne Alter und Leben ohne Tod“ näher. Und man gewinnt den Eindruck, als sei die zweite zeitliche Erscheinungsform, in welcher die Jenseitszeit schneller verläuft als die diesseitige, von geringerer Resonanz. Doch der Schein trügt.

Zwar ist dieses zweite Motiv im religiösen Raum weniger aufgegriffen worden, doch hat es in der Volkserzählung umso mehr in einer breit ausfächernden Form die Phantasie beschäftigt. Handelt es sich dabei um eine abweichende Jenseitsvorstellung? Wir werden es aus den einzelnen Texten ablesen können.

„Die Zeit hat größere und geringere Dichte, wie die Materie, Tiefen und Untiefen wie das Meer. Es gibt Sekunden am Saum der Ewigkeit, die Jahrtausende aufwiegen. Dort kann noch Unendliches geschehen.“<sup>2)</sup> Die Bedeutung von Zeit und Raum hat sich in der Sicht der Astro-Physik unserer Tage gewandelt, und in Hypothesen tauchen Formulierungen auf, wie jene, daß im äußeren Universum oder Gegen-Universum die Zeit rückwärts fließe. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß die Auffassungen über die Zeit sich nur schwer unserem Verstehen einordnen lassen, und daß aus dieser Blickrichtung heraus auch die Volkserzählungen, die sich mit Zeitproblemen beschäftigen, mehr als nur eine Spielerei der Phantasie sind. In ihnen schlägt sich das Suchen und Grübeln, das Fragen nach den Ursachen persönlich erfahrener Zeit in ihrem scheinbar unterschiedlichem Ablaufstempo nieder. Märchen, Sage und Legende entwickeln dabei unterschiedliche Akzente, selbst wenn sie das gleiche Motiv erzählen. Endlich sei noch darauf verwiesen, daß erst die moderne Technik entdeckt hat, wie Zeit sich scheinbar manipulieren läßt, indem man mit Film oder Magnetophon einen Vorgang oder ein Gespräch schneller oder langsamer ablaufen lassen kann.

## TEXTE UND HINWEISE

Bezeichnen wir im Folgenden das Motiv, wie es in der Legende von Rabbi Choni angeschlagen worden ist als Typus A und das Motiv jener Volkserzählungen, in welchen die Jenseitszeit schneller verläuft als Typus B. Wir werden dabei sehen, daß in wenigen Einzelfällen Stoffe den Typus wechseln können.

Es mag paradox scheinen, daß ein Motiv in zwei fast widersprüchlichen Zügen erzählt werden kann. Der Grund liegt vielleicht weniger in den beiden unterschiedlichen Möglichkeiten des Menschen, Zeit zu erfahren, als in der verschiedenen Funktion.

Beim Text von Rabbi Choni wird uns ebenso wie beim Motiv vom entrückten Mönch klar, daß es sich um eine Belehrung des Helden handelt. Beim Siebenschläfer-Stoff<sup>3)</sup> können wir feststellen, daß der fast unveränderte Text zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landschaften abweichende Funktionen übernehmen kann.

„Ein Exempel war wohl zunächst die Vorform der Siebenschläferlegende. Sie erzählt von sieben Jünglingen, die bei Kaiser Decius' Christenverfolgung in eine Höhle bei Ephesos flüchteten, eingemauert werden und sterben. Sie erwachen aber 372 Jahre später wieder zum Leben, und können in einer Zeit, in der man an der Auferstehungslehre zu zweifeln begann, die Auferstehung sichtbar erweisen. Der deutsche Text ist fast gänzlich dem Väterbuch entnommen. Schon Jakobus de Voragine hatte sie unter dem 27. Juli und dem Namen „Maximilianus von Ephesus“ in seine *Legenda aurea* (1270) eingefügt, ihre Wiedererstehung in das Jahr 448 zur Zeit des Kaisers Theodosius vorverlegt . . .“<sup>4)</sup>

Die hier von Rosenfeld genannte Funktion der Siebenschläferlegende, nämlich den Auferstehungsglauben zu stützen, ist sicher eine Erscheinung, die dem Stoff erst relativ spät zugewiesen worden ist. Aber was kann die Ausgangsfunktion gewesen sein?

Sehen wir uns zunächst eine Äußerung von Heinrich Günther an: „Weltmotiv ist die Vorstellung von einem jahre- und jahrhundertelangem Schlaf und dem Wiedererwachen in einer veränderten Welt. Sie ist arabisch, mongolisch, indisch-buddhistisch, griechisch, römisch, talmudisch und einhalbdtuzendmal im deutschen Märchen zu belegen; christlich in den Siebenschläfern von Ephesus, in der Klemenslegende und in dem verzückten Mönch, den ein singender Vogel ins Paradies lockte. Wenn die Siebenschläfer richtig gedeutet sind, wird das ganze hübsche Motiv in seiner Entstehung erkannt sein, die allen Völkern gemeinsame Vorstellung vom langen Schlaf als Symbol der Nacht oder der Vorbereitung, in Verbindung mit der ebenso beliebten Vorstellung vom entrückten Helden. Den Anlaß zu der Siebenschläferlegende mag ein Leichen- oder Reliquienfund in einer Höhle bei Ephesus gegeben haben. Die ähnlichste und für die Weiterbildung grundlegende Fassung bietet die Epimenidessage, die sich um den atheniensischen Sühnepriester vom Ende des 6. vorchristlichen Jahrhunderts bildete. Epimenides war von seinem

Vater ausgeschickt, ein verlorenes Schaf zu suchen, verirrte sich, schlief in einer Höhle ein und verbrachte so 57 Jahre; beim Erwachen fand er alles verändert; in der Stadt kannte ihn niemand mehr, bis sein jüngerer Bruder sich seiner erinnerte; die Zurückgezogenheit sollte die Vorbereitung auf das Sehertum des Priesters bedeuten . . . “<sup>5)</sup>

Vorbereitung zum Sehertum, Stützung des Auferstehungsglaubens, Deutung einer Stelle der heiligen Schrift: allen diesen Funktionen ist der religiöse Akzent gemeinsam. Es gibt jedoch auch noch andere Bedeutungen, unter denen die Rettung eines Helden vor Verfolgern vielleicht von besonderer Bedeutung ist. Dabei kann der religiöse Grundzug erhalten bleiben, wenn der Held der Geschichte ein Heiliger ist, wie es beispielsweise für balkanische Legendenmärchen gelten darf, in denen gelegentlich des bethlehemitischen Kindermords Elisabeth mit ihrem Sohn Johannes, dem späteren Täufer, von Soldaten des Herodes verfolgt wird. Der Flüchtenden öffnet sich auf ihren Anruf hin ein Felsen und nimmt sie mit dem Kinde auf. Das Märchen mag auf eine Apokryphe, das sogenannte Proto-Evangelium des Jakobus, zurückgehen. Während es aber in der Textfassung der Apokryphe lediglich heißt: „Elisabeth aber, als sie hörte, Johannes werde gesucht, nahm ihn und stieg hinauf ins Gebirge und sah sich um, wo sie ihn werde verbergen können; es war jedoch kein Versteck da. Da seufzte Elisabeth mit lauter Stimme und sagte: „Berg Gottes! Nimm Mutter samt Kind auf!“ Denn Elisabeth konnte nicht (noch weiter ins Gebirge) hinaufsteigen. Und sogleich teilte sich der Berg und nahm sie auf. Und es schien für sie Licht (durch den Berg hindurch); denn ein Engel des Herrn war bei ihnen, der sie behütete.“<sup>6)</sup> — weiß die Märchenfassung zu erzählen, daß Mutter und Kind in einen Schlaf verfallen seien, aus dem sie erst nach dem Tode des Herodes wieder erwachten, worauf sie den Berg verließen.

Doch beschränken sich volkstümliche Fassungen nicht auf legendäre Gestaltung des Stoffes, die Flucht in eine Höhle mit dortigem Aufenthalt bis zum Ende der Gefahr kommt auch in Märchen und Sage vor, wobei „Höhle“ nur eine der Erscheinungsformen für das Jenseits bedeutet.

Wichtig ist sicher eine bestimmte Vorstellung: „... putabant de una tantum nocte dormisse“, wie wir in der *Legenda aurea* lesen. Der große Zeitraum, der zwischen Einschlafen und Erwachen vergangen ist, wird für den oder die Helden dieses Motivs nur an der veränderten Welt ablesbar. Zu den Landschaften, in denen dieser Stoff besonders beliebt war, gehört der iberische Raum. Laut Huber<sup>7)</sup> soll die Verehrung der Siebenschläfer in Spanien bereits für das Jahr 652 belegbar sein. Damals war die Funktion zweifellos noch nicht jene, die Rosenfeld für das späte Mittelalter unterstellt.

Daß das Motiv neben der Legendenfassung auch als Märchen vorkommt, und daß es überdies noch bis in unsere Tage hereinreicht, mag der folgende Text dokumentieren. Die Aufnahme erfolgte 1963 durch Thordis von Seuß-Wirwitz in Valencia; Erzähler war ein fünfzigjähriger Pferdezüchter. Der Text ist vom Herausgeber übertragen.

## A<sub>1</sub>) FLUCHT INS FEENLAND

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne: zwei von seiner ersten Frau, und als diese gestorben war, hatte er noch einmal geheiratet, und auch seine zweite Frau hatte ihm einen Sohn geboren.

Der jüngste Sohn war der schönste von den drei Burschen, aber er galt am Hofe weniger als seine Brüder, weil seine Mutter nicht aus dem Königreich stammte, sondern übers Meer aus einem fernen Land im Osten gekommen war.

Der König aber liebte diesen seinen Jüngsten besonders, und so konnte es nicht ausbleiben, daß ihn seine beiden Stiefbrüder zu hassen begannen. Man versteht: sie waren neidisch auf ihn, weil ihn der Vater geliebt hat.

Nachdem etliche Jahre vergangen waren, erkrankte der König schwer, und alle Ärzte und Heilkundigen des Königreiches, die man zusammengerufen hat, konnten nicht helfen. Endlich kam noch ein alter und weiser Mann, und der sagte: „Der König muß sterben, wenn nicht jemand die Wurzel Revenial finden und bringen kann. Nur mit ihr ist es möglich, den König zu heilen.“

Da ließ der König seine Söhne rufen und sagte zu ihnen: „Vielleicht habt ihr es schon gehört: ich muß sterben, falls nicht jemand die Wurzel Revenial findet. Sucht euch also jeder ein Pferd aus, nehmt Geld und Essen mit, und zieht aus, diese Wurzel zu suchen!“

Die beiden älteren Brüder suchten sich die schönsten und kräftigsten Pferde, steckten soviel Geld ein, als sie nur tragen konnten, und ritten davon. Freilich machten sie sich nicht die Mühe, nach der Wurzel Revenial zu suchen, sondern sie begaben sich in die Stadt eines benachbarten Königreiches, und ließen es sich dort gut gehen. Sie dachten: „Ist der Vater gestorben, so werden wir zurückkehren und herrschen.“

Während dessen ging der Jüngste zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, du wirst wohl gehört haben, daß der Vater schwer krank ist, und daß er sterben muß, falls man nicht die Wurzel Revenial findet.“ — „Ja, mein Sohn“, sagte die Mutter, „und da willst du wohl ausziehen, dieses Wunderkraut zu suchen?“ — „Ja, das will ich.“ — „Du tust gut, mein Kind“, sagte die Mutter, „wenn du so handelst. Du mußt aber wissen, daß diese Pflanze sehr schwer zu finden ist. Reite deshalb in die Berge und frage dort nach dem alten Einsiedler Antoni. Er ist der einzige, der dir raten kann.“

Der Prinz ging in den Stall, um sich ein Pferd zu satteln — seine Brüder waren schon weggeritten — und da sieht er ein ganz junges Pferd stehen, das noch keinen Sattel getragen hat. Und das Pferd spricht: „He du, Königssohn!“ — „Ja, was gibt es?“ — „Wenn du ausreiten willst, so wähle mich!“ — „Aber, was“, sagt der Bursche, „du bist ja noch gar nicht abgerichtet und würdest mich abwerfen. Soll ich zum Spott werden vor dem ganzen Hof?“ — „Hab keine Angst, Königssohn“, sagt das Pferd, „ich bin nicht wie die anderen Pferde, und ich werde dich keinesfalls abwerfen. Ich werde dich im Gegenteil ganz sanft tragen, und dabei sehr schnell“.

„Also gut“, sagt der Prinz, der sanftmütig war, „so soll es so sein, wie du willst“.

Und er steckt zu sich, was er für nötig hält, sattelt das Roß, sitzt auf und reitet aus der Stadt hinaus.

Als sie draußen auf dem freien Lande sind, sagt das Pferd: „Ich weiß schon, wohin du willst. Du suchst den alten Einsiedler Antoni. Du brauchst nicht nach ihm zu fragen, denn ich weiß, wo er haust.“

Und das Pferd bringt den Königssohn zur Klause des Einsiedlers Antoni.

„Möge es dir wohl gehen, Vater!“ sagte der Königssohn, „Ich danke, dir auch!“ sagte der Einsiedler, „Du suchst wohl Hilfe oder Rat? Denn das ist es, was die meisten Menschen zu mir führt.“

Nun erzählte ihm der Bursche seine Geschichte, und der Einsiedler dachte lange nach. Dann sagte er: „Diese Pflanze Revenial, die du suchst, wächst auf einer einsamen Klippe im Meer. Dorthin kommt man allerdings sehr schwer, denn das Meer dort ist stürmisch, und die Boote kentern, wenn sie versuchen, dort anzulegen. Aber vielleicht steht dir Gott bei, und es gelingt dir. Nimm meinen Segen!“

Nun, also, sie reiten zum Meer und weiter sieben Tage und sieben Nächte die Küste entlang. Als die Sonne aufgeht, da erblicken sie weit vor der Küste —vielleicht eine Meile weit weg, vielleicht noch mehr, vielleicht weniger —eine steile Klippe aus dem Meer aufragen.

Das Pferd sagt: „Mut, Bursche. Halte dich an meiner Mähne fest, denn jetzt heißt es schwimmen! Ich kann dich bis zur Klippe bringen, aber hinaufklettern mußt du selber. An der höchsten Spitze wirst du eine purpurfarbene Pflanze sehen, einen Strauch oder derlei. Dort grabe!“

Gut, sie sind also geschwommen, und wäre nicht das Pferd gewesen, so wäre der Bursche elend ertrunken. Aber das Pferd schwimmt wie ein Fisch, und es bringt ihn an eine Seite der Klippe, wo das Meer nicht so stürmisch ist. Und der Königssohn klettert langsam und vorsichtig bis zur Spitze der Klippe hinauf. Oben erkennt er die purpurfarbene Pflanze, gräbt und gräbt: wirklich, da ist eine seltsame ringförmige Wurzel.

Kaum hat er sie im Sack, da steigt er wieder herunter, und das Pferd trägt ihn zum Festland und zum Palast des Königs zurück.

Der Vater freut sich, den Jüngsten wieder zu haben, und er kostet von der Wurzel, wie es ihm der alte Arzt vorschreibt. Nach einigen Tagen war er wieder ganz gesund, ja er fühlte sich besser und jünger als vor seiner Erkrankung.

Und weil der König ein frommer Mann ist, sagt er zu seiner zweiten Frau: „Wollen wir nicht eine Wallfahrt nach Jerusalem machen und dafür danken, daß ich wieder gesund und unser Sohn heil zurückgekehrt ist?“ —„Ja, das wollen wir!“

Da nun der König demjenigen, der ihm die Wurzel Revenial bringen könnte, versprochen hatte, ihn zu seinem Nachfolger zu machen, setzt er dem Jüngsten seine Krone auf und sagt: „Du sollst Vizekönig sein, bis ich wieder aus dem heiligen Land zurück bin.“

Und er besteigt mit der Königin sein Schiff, und sie segeln ab.

Unterdessen haben die älteren Brüder gehört, was sich zugetragen hat, und

sie sind zornig darüber geworden, daß der Jüngste König werden sollte. Sie haben sich daher dort, wo sie waren, mit zwei Prinzessinen verheiratet, und haben mit Hilfe ihrer Schwiegereltern und ihrer Schwäger ein großes Heer aufgeboden, und mit dem haben sie sich auf den Weg gemacht, das Reich ihres Vaters zu erobern.

Was kann der Jüngste machen? Die tapfersten Soldaten sind mit dem Vater weggefahren, nur noch ganz alte Männer und junge Burschen sind in der Stadt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu fliehen.

So läuft er in den Stall, denn der Feind steht bereits vor der Stadt. Dort sieht er das Pferd, das ihn schon das letztemal getragen hat, und sagt: „Schnell, schnell, Herr, besteige mich ohne Sattel, denn wir haben Eile“.

Der Jüngste schwingt sich auf's Pferd, und wie der Blitz geht's zum hintern Tor hinaus.

Die Brüder und ihre Soldaten sehen den Jüngsten in Richtung auf das Gebirge zu davonreiten. Sie verfolgen ihn und treiben ihn in die Enge.

Da gibt es auf der rechten Seite eine Nebenschlucht, in die läuft das Pferd hinein. Aber was ist das? Die Schlucht hat keinen Ausgang. Eine steile Felswand schließt sie hinten ab.

Schon jubeln die Feinde des jungen Königs: „Wir haben ihn! Er kann uns nicht entkommen. Packt ihn!“

Da schlägt das Pferd mit seinem Huf an die Felswand, daß die Funken stieben, und die Felswand tut sich auf und läßt Pferd und Reiter hindurch; dann schließt sie sich fugenlos mit einem großen Donner.

Drinne kommen die beiden in einen hohen Saal, und dort standen Diener, die halfen dem Burschen beim Absitzen und führten ihn durch einen Gang zum Berg auf der anderen Seite hinaus. Da lag ein herrlich blühendes Tal, und mitten in dem Tal stand ein Schloß.

Der Bursche dachte erst, er träume, aber alles war richtig. Man führte ihn ins Schloß zur Herrin, einer Fee, der schönsten, die man sich denken kann.

Als der König sie sah, fühlte er einen Funken in sein Herz fallen. Die Fee nahm ihn liebevoll auf, führte ihn durch ihr Reich.

Endlich — er war schon müde vom Gehen und Schauen — kamen sie in einen Speisesaal, wo die besten Gerichte, die man sich denken kann, bereitstanden. Nachdem sie genachtmahlt hatten, führte ihn die Fee in ein Schlafzimmer, hieß die Diener und Dienerinnen sich zurückziehen, entkleidete sich und legte sich mit ihm zu Bett.

Das war eine Nacht, sage ich euch! Der junge König hat kaum geschlafen, denn die Liebe hatte ihn überwältigt. Und doch fühlte er sich nicht müde, als er am Morgen erwachte. Das Lager an seiner Seite freilich war leer.

Die Dienerschaft brachte ihm Kleider, kostbarere als er vorher getragen hatte. Und nachdem er gefrühstückt hatte, führte man ihn hinaus in den Schloßhof. Dort stand sein Pferd, mit dem er am Abend zuvor gekommen war.

„Herr“, sagt das Pferd, „es ist Zeit. Wir müssen zurück in dein Reich“. — „Aber meine Brüder werden mich töten.“ — „Hab keine Angst!“ sagt das

*Pferdchen. „Deine Brüder sind längst tot und ihre Knochen vermodert. Es sind tausend Jahre vergangen, seit wir durch den Felsen geritten sind.“ — „Gut“, sagt der König, „aber wo ist die Fee? Ich will Abschied nehmen.“ — Da schüttelt das Pferdchen den Kopf und sagt: „Sie ist fort, weit fort, in einem Land, in das du nicht kommen kannst. Steig auf, denn wir wollen heim!“ Und so sind sie dorthin geritten, woher sie gekommen waren. Der König hat seine Stadt freilich nicht mehr erkannt, denn alles war sehr verändert. In der Stadt war kürzlich der König gestorben, und eine Weissagerin hatte davon gesprochen, an dem und dem Tag werde der neue König eintreffen. Und so sieht der König eine große Menge Volkes, die ihm zujubelt. Er steigt ab, und begrüßt die Ältesten seines Volkes. Und wie er mit ihnen zum Palast gehen will, sagt ein Minister: „Majestät, hättet Ihr die Güte, uns eurer hohen Gemahlin vorzustellen?“ Und er zeigt dorthin, wo hinter ihm sein Pferd steht. Der König dreht sich verwundert um, und da steht eine junge und sehr, sehr schöne Dame. Er weiß nicht, was er machen soll, aber die Dame sagt: „Laß nur und wundere dich nicht! Es ist schon so richtig“. Und dann hat man sie in die Stadt und in den Palast hineingeführt. Und dort haben sie Kinder gehabt und auch noch ihre Enkel erlebt. So erzählt man es sich.*

Siebzig Jahre bei Rabbi Choni, zweihundert Jahre in der Ero-Legende der Abtei Armentaria (1167—1367), 372 Jahre in manchen Varianten der Siebenschläferlegende, und hier nun gar tausend Jahre.

Doch nicht die beträchtliche Steigerung der Zeitdifferenz ist das Besondere, sondern der Wandel der Funktion und damit der Erzähl-Gattung.

Es geht hier nicht um die tiefere Deutung eines heiligen Wortes oder um die Dokumentation eines Dogmas, demonstriert wird lediglich das Verhältnis von Diesseits-Zeit und Jenseits-Zeit. Damit wird der Stoff aus der Umwelt von Legende, Parabel und Exempel in den Bereich des Zaubermärchens überführt.

Das Motiv des Aufbruchs ins Jenseits kann sehr unterschiedlicher Natur sein, wie wir noch sehen werden. Jedoch nur in wenigen Fällen betritt der Held das jenseitige Land zu Fuß; am häufigsten stoßen wir auf ein Pferd, das den Menschen über die Schwelle zwischen den beiden Welten trägt; daneben finden wir seltener ein Boot oder einen Fisch (genauer gesagt ein Wassertier, denn manchmal handelt es sich um einen Delphin oder gar einen Walfisch, also ein Meersäugetier), wenn das Jenseits durch das Meer vom Diesseits getrennt ist; endlich begegnen noch Greif-Vögel oder Adler als Träger in ein Land in den Lüften.

Das Pferd ist einerseits ein Tier, an dem sich die Verbindung mit Zauberkraften besonders stark zeigt, es ist andererseits auch Symbol für die Schnelligkeit. Chthonische Elemente charakterisieren das Pferd als Jenseitswesen von Indien bis zu griechischen Mythen, und es sei nur daran erinnert, daß Poseidon, der Gott der Pferde und (später) des Meeres in Arkadien unter der Gestalt eines Pferdes verehrt worden ist.<sup>8)</sup>

Zauberpferde kommen im Märchen häufig vor; wir werden im Folgenden noch sehen, wie häufig gerade mit der Hilfe eines Pferdes das Jenseits erreicht wird.

In unserem Text A<sub>1</sub>) ist besonders auffallend, daß das Tier gleich zweimal jene Grenze überschreitet, die der Held aus eigener Kraft wohl kaum bezwingen könnte; auch die Klippe, auf der sich die geheimnisvolle Zauberwurzel Revenial befindet, ist wohl einem außerhalb der normalen Welt liegenden Bereich zuzuordnen, und erst recht wird im Eröffnen des Zugangs in den Felsen die magische Kraft des Tieres sichtbar.

Die Wurzel Revenial — in iberischen Varianten heißt sie meist „Romanial“ und wird als Blume gedacht<sup>9)</sup> — ist sonst zumeist mit dem Motiv vom „singenden Knochen“ verbunden. Auch da hilft oft ein dankbares Tier — wie zum Beispiel ein Adler — mit, um die Wunderblume zu erlangen. Die beiden Namen „Revenial“ und „Romanial“ sind nicht deutbar. Außerhalb des katalanischen Sprachraums hören wir überhaupt nur selten von einem Namen der wunderwirkenden Pflanze. Das Motiv vom „singenden Knochen“ wird jedoch im allgemeinen ganz anders fortgeführt,<sup>10)</sup> und die älteren Brüder bringen den jüngsten um. Hier nun setzt unser Text mit einem neuen Motiv ein, das kontaminiert wird: die Flucht ins Jenseits. Freilich wird dabei der Zauberschlaf durch eine Liebesnacht ersetzt und der Zeitraum bedeutend erweitert.

Ganz zweifellos liegt hier ein zumindest mittelbarer Einfluß persischer Vorstellungen, wie wir sie aus persischen Märchen kennen, vor.<sup>11)</sup> Dort werden nicht weniger als 3.000 Jahre mit einer Liebesnacht zwischen einem Jüngling und einem jungen Mädchen gleichgesetzt. Syrische Varianten haben das Motiv aufgegriffen, das dann mit „Calila y Dimna“<sup>12)</sup> auf dem Umweg übers Arabische nach Spanien gewandert ist.

Mythen von in Berghöhlen schlafenden Göttern sind im Mittelmeerraum nicht selten, und sie haben auch Spuren in manchen Märchen hinterlassen.<sup>13)</sup> Hingegen erscheint das Motiv von einer im Berg oder jenseits des Berges wohnenden Fee seltener zu sein.

Unser Text ist ja insbesondere auf den Schluß hin etwas verwirrend, und es wird nicht klar, welcher Zusammenhang zwischen dem Pferd, der Fee und der jungen Dame, welche die Gattin des Helden wird, besteht. Es will so scheinen, als handle es sich dabei um ein und dieselbe Person, doch läßt der Erzähler alles offen.

Man möchte zunächst an eine Gedächtnislücke des Erzählers denken, da man aus zahlreichen ähnlichen Fassungen an die folgenden Lösungen gewohnt ist: der Held muß entweder dem Pferd den Kopf abschlagen, um es zu entzaubern, und es erweist sich dann als ein hübsches Mädchen,<sup>14)</sup> oder der Held bringt seine Frau aus dem Jenseits mit heim.

Vermutlich ist jedoch unser Text nur ein Beispiel für die in Katalonien und Valencia häufige Verbindung von Realistischem und Vagem-Phantastischem. Es ist eine eigene Art von ‚magischem Realismus‘, dem wir in diesen Landschaften begegnen können.

Das Zeitphänomen hat seine Rolle ausgespielt, es wird nicht etwa an äußeren Zeichen der Veränderung sichtbar und ablesbar gemacht. Der Held taucht in einer anderen Zeit auf, als wäre es die natürlichste und einfachste Sache. Das Motiv der beiden Zeitebenen hat seine Funktion erfüllt und wird damit abgestreift.

Nun gibt es aber zu unserem ersten Text einen weiteren iberischen Text, der starke Parallelen und starke Abweichungen aufweist.

Auch diese Erzählung ist von Th. v. Seuss im gleichen Jahr 1963 in Granada aufgenommen worden. (Der Name des Erzählers ist auf dem Protokoll leider nicht zu entziffern.)

## A<sub>2</sub>) DER SCHLAF IM SCHLOSS

*Vor vielen Jahrhunderten hat hier in unserem Schloß einmal ein Königsson gelebt, der war von Herzen gut, großzügig und freundlich, und deshalb hat ihn das Volk sehr gern gehabt.*

*Sein Vater und auch alle Leute hatten nur den einen Kummer: der Prinz wollte nicht heiraten. Was aber sollte dann einmal aus dem Königreich werden, wenn der alte Herrscher gestorben war?*

*Man hat ihm mancherlei Mädchen vorgestellt, adlige und einfache, schlanke und mollige, ein Mädchen schöner als das andere, aber der Königsson konnte sich nicht entschließen, sich mit einer zu verheiraten.*

*Eines Tages ließ ihn sein Vater rufen und sagte: „Sohn, es muß sein! Oder willst du, daß ich nicht in Frieden sterben kann?“ — „Ja, Vater; ich will mich zurückziehen und nachdenken. Und dann werde ich mich entscheiden.“*

*„Gut, Sohn“, sagte der König, „tu das, und niemand soll dich stören.“*

*Und der Prinz begab sich in ein Gemach in der Mitte des Palastes und ließ die Türen fest verschließen. (Vermauern?) Und ebenso wurden die Fenster fest verschlossen. Und der Prinz zündete ein Öllämpchen an und legte sich auf ein Ruhebett.*

*Und als er so nachdachte, schlief er ein.*

*Und im Traum erschien ihm ein Greis mit einem langen weißen Bart, sah ihn freundlich an und sagte: „Komm mit mir! Ich will Dir das Mädchen zeigen, von dem du bisher geträumt hast und das dir noch nie begegnet ist.“*

*Da steht der Prinz auf, und er sieht neben seinem Lager eine steile Treppe, auf welcher der Greis voraussteigt. Er folgt ihm viele, viele Stufen hinauf, und als sie endlich das Ende der Treppe erreicht haben, da erkennt er, daß sie in einem Garten angekommen sind.*

*Es war ein herrlicher Garten mit Bäumen, Büschen, Blumen. Und viele Quellen flossen durch den Garten, in dessen Mitte ein kleiner Pavillon stand.*

*Der Prinz eilt zu dem Pavillon, steigt die Stufen hinauf, und da sieht er drinnen ein Mädchen liegen, das ist schöner als er je eines gesehen hat, lieblicher als der Mond und strahlender als die Sonne. Das Mädchen schläft, und so setzt der Prinz sich an ihr Lager und betrachtet die Schöne.*

*Er schaut sie an und kann sich daran nicht sattsehen, bis die Schöne endlich mit einem Seufzer die Augen aufschlägt und sagt: „Bist du endlich gekommen? Ich habe schon so viele, viele Jahre auf dich gewartet.“*

*Der Prinz antwortet: „Ich bin erst jetzt den Weg zu dir hergeführt worden. Aber wer bist du? Wer sind dein Vater? Wer deine Mutter?“*

*Die Schöne antwortet: „Vater und Mutter kenne ich nicht. Ich lebe hier bei meinem Großvater. Er hat dich mir gezeigt, und ich habe lange auf dich gewartet.“*

*So haben sie viel zusammen gesprochen.*

*Endlich ist wieder der freundliche Greis gekommen: „Kinder, nun ist es Zeit, daß ihr wieder Abschied nehmt. Morgen werdet ihr euch wiedersehen.“*

*Und zum Prinzen sagt er: „Kehre zurück zu dir. Dann richte alles für die Hochzeit. Morgen wird dir deine Braut folgen.“*

*Und er geleitet ihn zu der Treppe. Dort verabschiedete er sich von dem Prinzen und begleitete ihn diesmal nicht.*

*Der Prinz stieg über tausend Stufen hinunter, und dann sah er sich zu seinem Erstaunen auf dem Ruhebett liegen. Das Öllämpchen war erloschen, aber der Raum war trotzdem nicht finster.*

*Er stand auf und begann die Sperren zu entfernen, welche die Türe abgedichtet hatten. Endlich konnte er den Raum verlassen.*

*Er erwartete, die Diener im Vorraum zu finden, aber niemand war da.*

*So ging er durch die benachbarten Säle: alle waren leer, doch von tiefem Staub bedeckt.*

*Langsam durchquerte der Prinz das ganze Schloß und kam zum Tor: da sah er draußen eine Wache stehen. Er rief die Wache an und befahl, das Tor zu öffnen. Der Posten tat dies zitternd.*

*„Warum zitterst du? Und was geht hier vor? Ist der König, mein Vater auf der Jagd? Warum befindet sich kein einziger Mensch im Schloß? Sprich!“*

*„Herr“, sagte der Wachposten, „verzeiht, ich weiß nichts. Mir ist nur befohlen, hier dieses Tor zu bewachen und niemand hineinzulassen. Wohl aber soll ich öffnen, wenn von drinnen jemand kommt, und dann meinen Offizier benachrichtigen.“*

*„Es ist gut“, sagt der Prinz, „du brauchst keine Angst zu haben. Rufe deinen Kommandanten!“*

*Der Offizier kommt, und nun erfährt der Prinz, wie alles zugegangen ist: er hat 72 Jahre geschlafen. Sein Vater hat vor seinem Tode die Weisung hinterlassen, man soll das Schloß absperren und bewachen, jedoch niemanden eintreten lassen.*

*Der Prinz war sehr verwundert, als er alles gehört hatte. Dann befahl er, das Schloß aufzusperren, die Diener herbeizurufen und alles für eine Hochzeit vorzubereiten.*

*Und am nächsten Morgen traf in der Tat die Schöne ein, die er im Traum gesehen hatte, und in ihrer Begleitung der freundliche Greis.*

*Und so wurde dann Hochzeit gehalten, und das Volk war glücklich, nach langen Jahren wieder einen König und eine Königin zu haben.*

*So erzählt man es sich, und alles soll damals auch in einem Buch aufgeschrieben worden sein. Aber das habe ich nie gesehen.*

*Ja, so war das damals...*

In diesem Text wird das Erfahren der Zeit mehr als Traum-Vision geschildert. Der Prinz selbst verläßt nicht seinen Ort im Diesseits und nur sein Geist steigt auf in ein Jenseits, von dessen Beschaffenheit wir sonst nicht viel erfahren, und das in keiner erkennbaren Weise von einem normalen Garten abweicht. Allein durch die 72 Jahre wird ersichtlich, daß der Prinz diese Welt verlassen hat, die an ihm keine Veränderung bewirken konnte, obwohl doch sein Körper zurückgeblieben war. Oder soll man mit dem Verschließen des Raumes im Zentrum des Palastes zugleich bereits eine Veränderung der Sphäre erkennen?

Es wird mit keinem Wort angedeutet, woher die Braut und ihr Großvater kommen und welche Bewandnis es mit den beiden hat. Es ist nicht die Rede von einer Fee oder anderen Jenseitsgestalten, und dennoch kommen die beiden aus einer andern Welt, einer Welt des Traumes oder der Trance. Wie auf einer Himmelsleiter entsteigt der Held der Normalzeit und taucht schließlich wieder in sie hinab.

Von Bedeutung ist zweierlei: 1.) das auslösende Moment für den Ausstieg aus der Normalzeit und dem Eindringen in das Jenseits, und 2.) die Art und Weise, wie dieser Übergang erfolgt.<sup>15)</sup>

Unser Text A<sub>2</sub>) erinnert inhaltlich an einen indischen Text, den uns Ranjana Usai aus dem Bengalischen übersetzt hat, und in welchem ein heiliger Lehrer sich in eine tiefe Meditation versetzt, aus der er dann in eine Art paradiesischen Garten aufsteigt. Er beobachtet dort das Liebesspiel eines jungen Paares, und kehrt anschließend in seinen Leib zurück. Dort sind seine Schüler inzwischen aus Jünglingen zu Greisen geworden, ja teilweise sogar schon gestorben. (Eine Zeitangabe enthält der indische Text nicht). Versenkung und Aufstieg kennen wir auch aus dem Ar dai Viraz-Komplex,<sup>16)</sup> doch tritt dabei die Zeitproblematik nicht stärker in den Vordergrund.

In all diesen Fällen ist der Übergang in eine andere Sphäre sozusagen beabsichtigt, um Rat und Wissen zu erwerben.

In A<sub>1</sub>) haben wir hingegen deutlich das Fluchtelement beobachtet, welches das auslösende Moment für das Eindringen ins Jenseits bedeutet. Diese Flucht kann auf verschiedene Weise vor sich gehen. Der Prinz flieht auf dem Pferd, Elisabeth flieht mit Johannes zu Fuß, eine magische Variante weist ein Text aus Kalabrien auf, der sich mit manchen Zügen der Sage nähert.

Die Erzählung wurde 1959 in Valli (Aspromonte) aus dem Munde von Constantino Ricci aufgenommen und wurde bisher noch nicht veröffentlicht. Über die seltsamen Begleitumstände haben wir ehemals berichtet.<sup>17)</sup> Sie spielen in diesem Zusammenhang für das Verständnis des Textes keine Rolle.

### A<sub>3</sub>) DER DANKBARE TOTE

Die Geschichte, die ich euch erzähle, hat sich nicht hier abgespielt, sondern jenseits der Berge. Sie ist mir erzählt worden, als ich noch ein junger Bursche war, und so gebe ich sie wieder. Den Ort, wo sich alles abgespielt hat, habe ich später einmal besucht. Es ist ein Dorf, ein Haus ganz ähnlich wie dieses hier. Dort also hat ein junger Bauer gelebt, der ein kleines Gut besessen hat. Nicht sehr üppig, was er besaß, aber er hat davon leben können, denn er hatte keine Familie, und er war gesund und fleißig.

Eines Tages packt unser Bursche verschiedene Sachen in zwei Körbe, lädt sie auf den Esel, setzt sich selber auf's Pferd und reitet auf den Markt, um alles zu verkaufen und dafür das einzukaufen, was er selber braucht.

Er reitet und reitet — es war eine ganz beträchtliche Strecke Weges bis zum Markt, und er ist deshalb auch sehr früh aufgebrochen — er reitet und reitet, und da sieht er etwas im Straßengraben liegen und das Pferd bleibt ganz von selber stehen.

Der Mann steigt ab, und denkt: „Was liegt da? Ein Betrunkener? Oder ein Kranker?“ — Es hat damals gerade eine Seuche gegeben.

Wie er sich hinunterbückt, da sieht er: es ist ein Mann voller Blut, und aus seinem Rücken ragt ein Messergriff.

Der Mann ist tot und rührt sich nicht. Unser Bursche nimmt den Hut ab und will gerade ein Gebet sprechen, da setzt sich der Tote auf, und sagt: „Du da, gute Seele, um Gottes willen zieh mir das Messer heraus, bring mich auf den Friedhof, hol einen Pfarrer und beerdige mich! Ich kann sonst nicht in den Himmel gehen“.

Unser Bauer, denkt sich: „Bravo! Eine schöne Sache.“ Aber er tut so, wie der Tote es verlangt hat. Er lädt den Mann quer über sein Pferd, und nimmt es am Zügel. Dann geht er zum Friedhof. Dort lädt er den Toten ab und holt den Pfarrer.

Der Pfarrer kommt und sagt: „Um Gottes Willen! Es ist Luigi. Sie haben es also getan.“ — „Was haben sie getan?“ — „Ach“, sagt der Pfarrer, „das verstehst du nicht; du bist nicht von hier. Da hast du dich auf was Schlimmes eingelassen. Hättest du den Toten doch liegen lassen.“ — „Wie? Herr Pfarrer“, sagt der Mann, „den Toten liegen lassen? Ist das vielleicht christlich?“ — „Jaja, du hast ja recht. Aber die Feinde dieses Mannes wollten, daß er nicht ins Paradies kommt. Deshalb . . .“

„Nun was!“ sagt der Mann, „wollt Ihr ihn beerdigen, oder soll ich einen Priester aus der Stadt holen? Der macht nicht so lang hin und her.“

„Ja, und wer bezahlt mir meine Gebühren? Ich habe ja schließlich auch meine Auslagen.“ — „Gut“, sagt der Bauer, „ich werde alles bezahlen. Keine Angst!“

Nun der Pfarrer sagt also, er will ihn beerdigen, aber erst am Abend, wenn es finster geworden ist.

Unser Bauer trägt den Toten in die Totenkammer, dann reitet er auf den

Markt, um seine Erzeugnisse zu verkaufen und um einzukaufen. Am Abend ist er wieder beim Pfarrer.

Wie es finster geworden ist, gehen sie zu viert mit dem Sakristan und dem Totengräber hin, holen den Mann aus der Totenkammer, segnen ihn ein und sprechen alle nötigen Gebete. Dann schaufelt man ein Grab, senkt den Toten hinunter, spricht wieder Gebete und gräbt ihn zu.

Unser Bauer bezahlt den Pfarrer und den Sakristan und den Totengräber, und weil es schon spät ist, sagt der Sakristan: „Wenn du willst, kannst du bei mir übernachten.“

Unser Mann bleibt dort über die Nacht.

Am nächsten Morgen reitet er heim.

Nun, die Mörder schicken an diesem Tag einen Boten aus, er soll nachschauen, ob der Tote noch dort liegt. Der Bote kommt wieder und sagt: „Der Tote ist weg.“ — „Was heißt weg?“ — „Er ist nicht mehr dort.“

Die Mörder reiten dorthin: wirklich, der Tote ist verschwunden.

„Ich kann mir nicht denken, daß hier in der Gegend jemand so dreist ist, sich mit uns anzulegen“, sagt der Anführer der Bande. Der Bote wird ausgeschickt und kommt zurück: „Auf dem Friedhof ist ein neues Grab“.

„O verflucht!“ sagt der Chef, „er ist uns entwischt! Aber den Kerl, der ihn begraben hat, den bringen wir um. Dem werde ich die Gedärme herausreißen.“

Wieder schickt man den Boten.

Der Bote kommt zurück und berichtet: „Es war keiner aus unserem Dorf. Es war einer von drüben.“ — „Das ist gleich. Den bringen wir um. Heute Abend bei Anbruch der Dunkelheit seid ihr mir alle mit euren Pferden hier! Wir reiten hinüber: er darf den morgigen Tag nicht mehr erleben.“

Nun, inzwischen ist unser Mann heimgekommen, er hat seinen Stall und sein Haus besorgt, hat den Tag über tüchtig gearbeitet. Er denkt gar nicht mehr an das, was gewesen ist.

Am Abend setzt er sich zum Nachtmahl nieder. Als er mitten beim Essen ist, hört er plötzlich ein Sausen, als käme ein Sturm auf, es donnert, als wäre ein Gewitter, und dabei ist jetzt gar nicht die Zeit dafür.

Da kracht es im Kamin, und auf einmal steht der Tote vor unserm Bauern, aber gar nicht mehr blutig, sondern gut gekleidet, und sagt: „Deine Mörder sind da. Sie sind schon nahe der Türe, wir müssen durchs Fenster fliehen.“ — Unser Mann sagt: „Wie kann ich denn das?“ — „Hier“, sagt der Tote und hält ihm einen Stock hin, „nimm das Ende des Stocks und halte dich daran fest!“ Und schrirt (klirrt die Scheiben) fliegen sie durchs Fenster hinaus, der Tote voraus, der zieht den jungen Bauern hinter sich her. Sie fliegen und landen schneller als gedacht in einem schönen Garten.

Während sie aber noch fliegen, dringen unten ins Haus die Mörder ein, sie suchen den Mann. Aber wo sie auch suchen, im Stall, in den Zimmern überm Stall, hinter den Schränken und unterm Bett, sie suchen und suchen . . . und finden ihn nicht. Das gibt es ja gar nicht! Der Mann muß da sein.

Sie suchen weiter, poltern herum. Nichts.

*Einige wollen alles kurz und klein schlagen, aber ihr Anführer läßt sie nicht. Er will nicht, daß der Mann merkt: da waren welche.*

*Sie gehen fort. Sie kommen eine Woche später wieder. Nichts. Der Mann ist fort, er bleibt fort. Weg.*

*Wo aber weilt unser Mann?*

*„Einen schönen Garten hast du da“, sagt er zu seinem Freund, dem Toten.*

*„Ja“, sagt er, „ich habe hier noch mehr. Komm nur und schau dir alles in Ruhe an. Wir haben genug Zeit“.*

*Und nachdem er ihm alles gezeigt hat, führt er ihn in sein Haus. Ein schönes Haus ist das, eine Villa.*

*Und drinnen ist ein Tisch gedeckt mit köstlichen Speisen, mit Fisch und Fleisch, mit Braten und Gemüse, mit Käse und Süßigkeiten.*

*„Gut hast du es hier!“ lobt der Bauer, „und so ein Essen! Hm, so gut habe ich schon lang nicht mehr gegessen. Und einen Wein habt ihr hier, Jesus, einen Wein!“*

*Endlich sind sie fertig.*

*„Bist du satt?“ fragt der Tote seinen Gast, „Ja“, sagt der, „bis obenhin. Das war das beste Essen, an das ich mich erinnern kann“. — „Nun, dann ist's ja gut“, sagt der Tote.*

*Und dann nimmt er seinen Stock und hält das eine Ende seinem Freund hin: „Da nimm und halt dich fest!“*

*Und unser Bauer hält sich fest, sie fliegen, und da stehen sie auf einmal wieder vor dem Haus unseres Mannes, als gerade die Sonne aufgeht.*

*„Leb wohl!“, sagte der Tote, „und du kannst dich verlassen, wenn du in Gefahr kommst, werde ich wieder kommen und dir helfen. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen: von deinen und meinen Feinden ist niemand mehr hier. Leb wohl!“*

*Und damit ist er verschwunden.*

*Unser Mann ist in sein Haus hineingegangen, und da ist ein alter Mann aus einer Kammer gekommen. Und später hat er auch eine alte Frau getroffen. Das sind sein Knecht und seine Magd gewesen. Und von ihnen hat er erfahren, daß er dreißig Jahre weg gewesen ist. Dreißig Jahre! Und er selber war nicht älter geworden.*

*Da hat unser Bauer verstanden: „Das ist das Paradies gewesen, wohin mich der Tote geholt hat.“*

*Und er hat so weitergelebt, wie er es von zuvor gewohnt war. Aber er hat seine Geschichte oft erzählen müssen, weil ihn viele Leute gefragt haben, wo er so lange geblieben ist. Und alle haben den Kopf geschüttelt und haben es nicht glauben wollen. Aber dann haben sie gesehen, daß er jung geblieben ist und sie selber alt geworden sind. Und so mußte dann doch wohl etwas an jener Sache sein.*

*Ja, so hat man es mir erzählt.*

Dieser raptus, mit dem der Held der Geschichte vom dankbaren Toten einer Gefahr entrissen wird, wirkt wie ein legendäres Element, doch sind

alle jene spezifischen Kennzeichen vermieden, die sonst der Legende das Gepräge geben. Das Paradies hat nicht jene Bildhaftigkeit der Hochreligionen, obwohl sonst der Rahmen mit der Gestalt des Pfarrers und auch in der Verwendung der Begriffe christlich ist. Das Jenseits trägt aber auch nicht die sonst üblichen Züge des Totenreiches, und der Held begegnet in ihm keinen weiteren Personen.

Aber der Zeitsprung beseitigt alle Gefahren für den Helden, und er wird nur durch den Wechsel von Diesseits und Jenseits möglich.

Ähnlich im sagenhaften Charakter und in der Darstellung des Jenseits ist eine sardische Erzählung, die wir 1952 in Austis aus dem Munde von Luigi Satta notiert haben. Im Unterschied zur kalabrischen Geschichte A<sub>3</sub> handelt es sich jedoch eher um ein Gegenstück zum Don-Juan-Motiv, insofern mit wirklich entgegengesetzter Funktion, als der Anlaß nicht Spott sondern Gutherzigkeit ist.

#### A<sub>4</sub>) DER EINSAME TOTE

*Da hat es einmal einen Mann gegeben, der hat einsam und allein für sich gelebt, nachdem ihm seine Eltern und seine Frau gestorben waren und er keine Kinder hatte.*

*Eines Tages ist er auf der Straße weit ab von jedem Dorf an einem Grab vorbeigekommen, wo man einen Fremden bestattet hatte, der dort verunglückt war. Niemand hatte ihn gekannt, niemand hatte gewußt, ist er Christ, ist er Heide, und so hatte man ihm gleich an Ort und Stelle ein Grab geschaufelt und ein Kreuz darauf gestellt mit einer Tafel: „Hier ruht ein Unbekannter.“*

*Wie unser Mann dort vorbeigekommen ist, hat er bei sich gesagt: „Der arme Teufel ist genau so allein wie ich.“*

*Und er hat an die Tafel geklopft und hat gesagt: „Du, wenn du kannst und wenn du magst, so besuche mich doch einmal. Ich will dir das Beste anbieten, was ich im Hause habe, und wir wollen uns zu zweit einige schöne Stunden machen.“*

*Bald danach — an einem Abend — klopft es an die Türe des Mannes. Er macht auf, und da steht draußen ein Fremder und sagt: „Du warst neulich so freundlich, mich einzuladen. Wenn es dir heute recht ist, so bleibe ich. Wenn es dir heute aber schlecht paßt, so komme ich ein andermal.“*

*„Mir“, sagt der Mann, „mir paßt es immer. Freund, bleib nur und setz dich! Du entschuldigst, daß ich erst kochen muß, denn ich war auf deinen Besuch nicht eingestellt. Setz dich inzwischen, und trink einen Schluck Wein!“*

*Und er führt ihn ins Haus.*

*Der Fremde aber will nicht im Salon sitzen, sondern er sagt: „Laß mich mit dir in die Küche kommen und dir helfen! Was soll ich unnützlich und allein dort sitzen und trinken. Allein sind wir alle zwei die ganze Zeit.“ — „Gut, so komm mit!“ Sie haben gekocht, und haben anschließend gegessen und getrunken. Es waren ein paar vergnügte Stunden.*

*Im Gehen aber sagt der Fremde: „Nun muß aber du mich einmal besuchen. Du brauchst keine Angst zu haben, und wir werden es dort ebenso schön haben wie hier. Laß mich nur machen!“*

*Also . . . einige Zeit später geht der Mann jene Straße, an der sich das Grab befindet. Es ist Abend und beginnt dunkel zu werden, aber der Mann hat keine Angst.*

*Als er zum Grab kommt, sieht er dort seinen Freund stehen. Und der sagt: „Ich habe dich schon erwartet, denn ich habe gewußt, daß du heute kommen wirst.“ Sie haben sich wie zwei Freunde umarmt. Neben dem Grab aber ist etwas wie eine Falltüre; wenn man sie aufdeckt, sieht man einen Schacht, da führt eine Treppe hinunter.*

*Unten ist so etwas wie ein kleines Haus: es gibt eine Küche, eine Kammer und einen Salon.*

*Das Essen ist aber schon fertig, und sie können sich gleich zu Tisch setzen. Das Mahl und der Wein ist noch besser als bei unserm Patron, obwohl der sich viel Mühe gegeben hat, für seinen Freund gut zu kochen.*

*„Ihr versteht hier zu leben!“ sagt der Mann. — „Es tut’s“ meint der Fremde. Nachdem sie gegessen und getrunken haben, steigen sie wieder hinauf. Da sagt der Fremde: „Wenn ich wieder zu dir komme, werde ich Wagen und Pferde mitnehmen, denn das Laufen wird dir dann zu mühsam sein. Dann hole ich dich, und du ziehst hierher. Du siehst ja: es gibt genug Platz für uns beide.“ — „Ja, Platz ist“, sagt der Mann.*

*Der Mann geht heim. Aber die Füße sind ihm so schwer geworden. „Ich habe zuviel getrunken“, so hat er bei sich gedacht. Als er aber daheim in den Spiegel schaut, sieht er, daß er ganz weiß geworden ist.*

*Und am nächsten Tag hört er im Dorf, daß er zwanzig Jahre weggewesen ist. Er war etwas wunderlich geworden, und es hat ihm auf dieser Welt gar nicht mehr gefallen. Er hat nur darauf gewartet, daß sein Freund zurückkommt und ihn abholt.*

*So muß es dann wohl auch gewesen sein. Eines Tages war der Mann weg, und er ist nie mehr aufgetaucht.*

*Aber keiner weiß genau, was da passiert ist.*

Zwar nicht um 30 Jahre sondern nur um 20 geht hier der Zeitsprung, und der Mann übersteht ihn nicht unberührt von den Erscheinungen des Alterns wie in der Erzählung A<sub>3</sub>), aber auch in diesem sardischen Text verrinnt die Jenseitszeit langsamer als die des Diesseits. Einsamkeit und Isolation bilden die typisch sagenhafte Grundstimmung, doch hat das Jenseits nichts Schreckliches, und der Tote ist nicht ein Rächer oder Wiedergänger, sondern er verhält sich freundlich und hilfsbereit wie sonst im Märchen.

(Daß der Aufenthalt im Totenreich auch schneller ablaufen kann als die Diesseitszeit werden wir später im Text B<sub>2</sub>) sehen.)

Die Sage ist vermutlich durch andere Vorstellungen überlagert, wie sie auf der Insel Sardinien häufig zu finden sind: dem Besuch in einer Höhle, um

dort Rat, Trost oder Hilfe zu finden. In diesen Geschichten spielt jedoch das Zeitproblem im allgemeinen keine Rolle.<sup>18)</sup>

Im Unterschied zur kalabrischen Erzählung führt der Weg nicht durch die Luft nach oben, sondern in die Tiefe der Erde. Alte mythische Erinnerungen an Iolaos und seine Gefährten, welche große Zeiträume in Höhlen überschlafen, klingen an, wenn auch vom Schlaf selbst nicht die Rede ist. Der Zeitsprung scheint in A<sub>4</sub>) keine Notwendigkeit zu besitzen, es sei denn, den Unterschied der beiden Welten stärker zu charakterisieren.

So viele Parallelen es zum Siebenschläfermotiv in der europäischen Volkserzählung gibt, so beschränkt man sich doch meist auf einen einzelnen Helden.

Wie sieht nun ein derartig umgeformter Text aus? Wir wollen das an einem Kaschubischen Legendenmärchen beobachten.<sup>19)</sup>

### A<sub>5</sub>) DER HUNDERTJÄHRIGE SCHLAF

*Das war in den Zeiten, als noch beinahe alle Menschen Heiden waren und nicht an den Herrn Christus glaubten, da lebte ein sehr frommer Mann. Er hielt immer Predigten und wollte die Unchristen bekehren. Aber sie wollten nichts von Christus hören und beschlossen, den Frommen zu töten.*

*In der Nacht, als er schlief, zeigte sich ihm ein Engel und sprach: „Stehe auf und gehe mit mir!“ Er stand auf und ging, wohin ihn der Engel führte. Der Engel führte ihn in den Wald bis zu einer Höhle und sagte: „Krieche hinein und schlafe ruhig und sicher!“*

*Er kroch in diese Höhle, drinnen war Laub, und er legte sich darauf nieder und schlief.*

*Als er erwachte, war es heller Tag.*

*Er machte sich auf den Weg zu der Stadt, wo er wohnte. Als er näher kam, gingen viele Leute in die Stadt, und alle hatten ihre besten Kleider angelegt. Er fragte einen, was denn in der Stadt sei, und dieser antwortete: „Heute kommt unser neuer Bischof.“*

*Er erstaunte sehr und fragte, ob in der Stadt viele Christen lebten. Dieser Mann antwortete: „Alle Menschen in der Stadt und auf allen Dörfern sind Christen.“*

*Er fragte weiter und erfuhr, daß er hundert Jahre geschlafen hatte, doch er hatte gedacht, es sei nur eine Nacht gewesen.*

*Als er an die Stadt kam, standen die Priester davor und knieten vor ihm nieder, und das ganze Volk kniete nieder und bat um seinen Segen.*

*Da gewahrte er, daß er mit Bischofsgewändern angetan und daß er selber dieser neue Bischof war. Das hat ihm Gott der Herr darum gegeben, weil er so fromm gewesen war.*

Die legendäre Eigenart ist vollkommen erhalten, Fluchthelfer ist nicht ein Toter sondern ein Engel, und der Schluß wird überhöht, indem der Held

nach hundertjährigem Schlaf zum Bischof erhoben wird.

Wenn wir nun zum Motiv vom „entrückten Mönch“ übergehen, so lassen sich selbstverständlich den von Röhrich<sup>20)</sup> klug ausgewählten Beispielen noch zahlreiche weitere aus der neueren Zeit anfügen, wir werden uns jedoch auf zwei typische Texte beschränken, um ablesbar zu machen, wie stark bis in unsere Tage der Urtypus des Motivs diese Volkserzählungen geprägt hat.

So beliebt der „Mönch von Heisterbach“ im deutschen Sprachbereich einmal gewesen ist, so hat sich doch ein nur wesentlich schwächerer Nachhall erhalten im Vergleich zur Romania.

Unser erster Text stammt aus der Auvergne<sup>21)</sup>, doch haben sich ganz ähnliche Fassungen noch vor vierzig Jahren in mehreren Provinzen Südfrankreichs finden lassen. Die Sammlung Noël enthält nicht weniger als 6 Varianten. Ebenfalls sechs Belege zählt Marie-Louise Tenèze<sup>22)</sup> auf. Sie verweist unter diesem T 471 A als älteste Fassung auf: „... le plus ancien texte connu, source directe ou indirecte de toutes les attestations latines et en langue vulgaire ultérieure, est celui des sermons de Maurice de Sully, évêque de Paris au XII<sup>e</sup> siècle“.

Es überrascht so nicht, daß die breite Streuung auch heute noch sich besonders im südfranzösischen und im angrenzenden baskisch-nordspanischen Raum beobachten läßt.

#### A<sub>6</sub>) DER PARADIESVOGEL

*Ein Mönch aus dem Kloster Chaumont hatte die Gewohnheit, sich täglich tiefen Betrachtungen hinzugeben.*

*Eines Tages ging er in den nahen Wald, der zum Kloster gehörte und den man heute „le Bois-des-Pères“ (den Wald der Väter) nennt, um sich dort seinen gewohnten geistigen Übungen der mystischen Kontemplation mit mehr Ruhe hingeben zu können. Da erblickte er plötzlich einen Vogel, dessen Federkleid von strahlender Schönheit war und dessen Gesang noch mehr entzückte als sein Aussehen. Er flatterte von Zweig zu Zweig vor ihm her.*

*Der gute Pater dachte, daß er den Vogel mit Leichtigkeit fangen könne. Er jagte ihm also nach. Sobald er ihn zu erhaschen glaubte, schlüpfte ihm das flinke Federvieh durch die Finger. Wurde er hingegen vor Erschöpfung ganz mutlos, so flog der Vogel geschwind zu ihm, stellte sein schönes Gefieder zur Schau, ließ sein bezauberndstes Liedchen erklingen, und der gute Mönch gewann wieder Mut und gab sich doppelte Mühe, ihn zu fangen.*

*Hat er schließlich den Vogel erwischt, den viele Paradiesvogel nennen? Wohin hat ihn die Jagd nach ihm geführt? In der Geschichte, die man mir erzählt hat, wird nichts davon erwähnt.*

*Wie dem auch sei; Pater Anselm glaubte, daß er nur wenige Stunden aus gewesen sei, aber er hatte sich beträchtlich in der Zeit geirrt. Da suchte er sich nun zu orientieren; nur die Sonne war unverändert geblieben. Alles um ihn her*

schien anders und nicht mehr so wie vorher. Da, wo ein Feld war, standen jetzt große Bäume und dort, wo man fürs Kloster die besten Kräuter zu sammeln pflegte, lag jetzt eine Wiese.

Nachdem er seinen Weg gesucht, verloren und nun doch wiedergefunden hatte, lief er eilends nach Hause und läutete schließlich an der Pforte des Klosters, das er nicht mehr wiedererkannte. Nach mehrmaligem Läuten kam der Pförtner gelaufen.

„Das ist doch das Kloster Chaumont, nicht wahr?“

„Wie Ihr sagt, Hochwürden.“

„Seid Ihr der Pförtner?“

„Ja.“

„Das ist nicht möglich! Wo ist denn der Bruder Hieronymus, der soeben noch da war? Ihr tragt doch gar nicht unser Ordenskleid?“

„Von welchem Orden sprecht Ihr?“

„Vom Orden des heiligen Benedikt von Cluny. Wir sind doch Benediktiner.“

„Nein, wir sind Franziskaner und ich bin es auch.“

„Franziskaner im Kloster von Chaumont?“

Pater Anselm rieb sich die Augen. Er glaubte zu träumen. Nach einem Augenblick des Schweigens sagte er: „Führt mich zum Prior, Jean de Chalençon, zu meinem Prior, der sein Zimmer neben dem meinen hat.“

Jetzt glaubte der Pförtner, er habe es mit einem Mann zu tun, der den Verstand verloren hatte, und nur aus Mitleid sagte er: „Wartet hier, ich werde den Pater Superior verständigen.“

Dieser kam zufällig ins Sprechzimmer und Pater Anselm redete ihn an:

„Ich bin erst vor wenigen Stunden mit der Erlaubnis unseres Priors vom Kloster weggegangen, um im Wald spazieren zu gehen, und jetzt ist alles anders, als hätte jemand mit einem Zauberstab die Orte und Leute berührt. Ich erkenne überhaupt nichts mehr wieder. Erst vor kurzem habe ich mich hier vom ehrwürdigen Jean de Chalençon getrennt und ich finde ihn ebenso wenig wie die übrigen, und man sagt mir, daß Ihr jetzt der Leiter dieses Hauses seid.“

Der Pater Superior machte genau so große Augen und glaubte wie der Pförtner, er habe einen Narren vor sich.

Pater Anselm schilderte jedoch seine Erlebnisse mit solcher Genauigkeit, mit solcher Logik und Überzeugung, daß dem Superior endlich ein Licht aufging und er sich an den Namen Jean de Chalençon erinnerte, von dem Pater Anselm unaufhörlich sprach.

„Das ist tatsächlich der Name des letzten Priors der Benediktiner von Chaumont, aber dieser heilige Mann ist vor mehr als zweihundert Jahren gestorben und eben nach seinem Tod wurde das Kloster durch eine päpstliche Bulle unserm Orden vermacht.“

Nach einer Weile fügte er hinzu:

„Ich erinnere mich auch dunkel daran, daß ich in den Annalen des Hauses gelesen habe, ein Benediktinermönch namens Anselm, der die Gewohnheit hatte, sich tiefen Betrachtungen hinzugeben, sei eines Tages plötzlich ver-

*schwunden. Man habe überall nach ihm geforscht, um zu erfahren, was aus ihm geworden sei, aber es sei unmöglich gewesen, seine Spuren zu entdecken. Dieser Mönch, das seid wohl Ihr?“*

*Pater Anselm senkte den Kopf. Der Prior versuchte vergebens ihn zurückzuhalten, aber er eilte davon und ward nie mehr gesehen.*

Zwar hat der Volkskundler Paul Sébillot diese Legendarie unter seiner „Littérature orale“ veröffentlicht, und sie scheint ihm in der Tat auch erzählt worden zu sein, aber im Stil hält sie sich mehr an den Typus der Kalendergeschichte frommen Inhalts. Wieweit Sébillot stilisierend eingegriffen hat, läßt sich schwer beurteilen.

Man muß freilich berücksichtigen, daß wir aus Südosteuropa genügend Belege noch aus unserm Jahrhundert besitzen, welche volksbuchartige Geschichten in textlich weitgehender Übereinstimmung sowohl für die gedruckte wie für die mündlich tradierte Form nachweisen.

Zwei Züge, die in unserem Text Ausdruck der Zeitrelation sind, möchten wir hervorheben: 1. die Veränderung des Ortes hinsichtlich landschaftlicher Details; 2. der Wechsel des Ordens im Kloster Chaumont.

Beide Phänomene dienen auch dazu, die Glaubwürdigkeit der Legendarie zu verstärken. Mag sonst im Text vieles wegen der schier akademischen Formulierung irritieren und befremden — „mystische Kontemplation“, „orientieren“, „Logik und Überzeugung“ — so zeigen doch manche Einzelelemente die Verbindung mit einer volkstümlichen Rezeption. Dazu gehört auch das Sprechen vom Wechsel des Ordens, wie es im westmediterranen Raum vielfach begegnet. „Zur Zeit, als noch die Benediktiner in . . . waren“ und ähnliche Wendungen bezeugen das Fortleben der Erinnerung an mittelalterliche Elemente, während freilich die Veränderungen, die sich durch das Ausbreiten neuer Orden ergeben haben, zumeist erst ins 16. und 17. Jahrhundert fallen.

Typisch für den Gesamtkomplex dieses sehr wandlungsfähigen Stoffes ist die Gliederung in einen ersten weitgehend beschreibenden Teil und einen zweiten Teil, der seinen Höhepunkt im Dialog hat.

Der Schluß zeigt die größten Differenzen: der „entrückte“ Mönch entschwindet entweder wie in unserer Fassung A<sub>6</sub>) oder er zerfällt zu einem Häuflein Staub, doch gibt es recht realistische Versionen, in denen er auch zum Oberen des Klosters werden kann, wenn er nicht bereits früher Abt gewesen war, wie wir es im nächsten Text sehen werden.

An der Art des Schlusses läßt sich ablesen, wie der Held der Geschichte beurteilt wird. Dem Gewinnen einer tieferen Einsicht und Erkenntnis steht eine Deutung gegenüber, die man schon fast als eine Strafe für unfruchtbares Grübeln empfindet. Der Held selbst kann namenslos bleiben (wie das Kloster), er kann unter einem wechselnden Namen auftreten, schließlich kann er gar zum Rang eines Heiligen aufsteigen.

Aus einem benachbarten Raum — dem baskischen — stammt der folgende Text.<sup>23)</sup>

## A7) SAN VIRILA

*In Navarra wird eine Legende erzählt, die sich in der Abtei Leyre zugetragen haben soll. Im Volk nennt man den Helden dieser Geschichte „San Virila“, und er soll Abt dieses Klosters Leyre gewesen sein. Und so lautet die Geschichte: Virila war ein kluger und frommer Mann. Er sorgte gut für sein Kloster und für die Armen, die an dessen Pforten kopften. Er hielt darauf, daß die Gebete richtig und zu ihrer Zeit gesprochen wurden. Er kümmerte sich darum, daß niemand hungerte und daß auch keine Völlerei herrschte. Kurz und gut: er wäre ein ausgezeichnete Vater Abt gewesen, hätte er nicht eine Schwäche besessen.*

*Und welchen Fehler hatte er? Er dachte zuviel nach. Und über was dachte er nach? Er überlegte, ob es für die Seelen nicht gar zu langweilig sein könnte, wenn sie auf ewig die Anschauung Gottes als einzige Aufgabe und Unterhaltung hätten. Darüber dachte er immer und immer nach, und er dachte so angestrengt und so tief nach, daß er darüber alles andere vergaß.*

*Eines Tages verließ er nach den Laudes, dem Morgengebet, sein Kloster, um im Wald nach den Arbeitern zu sehen. Aber als er im Wald war, hatte er schon vergessen, was er eigentlich gewollt hatte, und er sprach zu sich selber:*

*„Nein, das kann es nicht geben, daß jemand nur in die Anschauung Gottes versunken ist, und daß es ihm dabei nicht langweilig werden soll. Eines Tages wird er etwas anderes machen wollen.“*

*Als er noch so sprach, hörte er einen Vogel singen, eine Nachtigall. Nun hatte er zwar schon den Gesang vieler Vögel vernommen, aber ein so schönes Lied, so schien es ihm, hatte er noch nie gehört.*

*Hingerissen lauschte er dem Gesang, und dann sprach er: „Wenn man diesen Vogel fangen könnte, hätten wir im Kloster den fröhlichsten Sänger, den wir uns wünschten.“*

*Und er beschloß, den Versuch zu machen, den Vogel einzufangen. Langsam näherte er sich, und als er ganz nahe war, streckte er die Hand aus, und wirklich, der Vogel setzte sich auf seine Hand. Aber als er sie schließen wollte, war die Nachtigall mit einemmal entchwunden.*

*Im gleichen Augenblick besann sich Virila darauf, daß er zu den Arbeitern im Wald hatte gehen wollen. Aber als er an den entsprechenden Platz kam, schien ihm alles sehr verändert: anstelle der alten hohen Bäume standen dort junge. Und von den Arbeitern war keine Spur zu entdecken.*

*Da entschloß sich der Abt, umzukehren, um rechtzeitig zum Mittagessen im Kloster zu sein.*

*Als er sich freilich dem Kloster näherte, kam ihm dort vieles ganz anders vor, und er wunderte sich darüber, daß er das nicht schon bei seinen Spaziergängen in den letzten Tagen bemerkt habe.*

*So kam er zur Pforte und wollte eben den Bruder Pförtner fragen, wer den Auftrag für jene Veränderungen gegeben habe, als er ein ganz fremdes Gesicht erblickte.*

„Guter Bruder“, sagte er, „aus welchem Kloster stammst du? Und wer hat dich hierher an die Pforte beordert?“

„Hochwürdigster Vater“, sagte der Bruder Pförtner, der im Besucher einen fremden Abt erkannte, „habt Ihr euch im Kloster geirrt? Das hier ist Leyre und ich bin schon 42 Jahre hier Pförtner“.

„Wenn das Leyre ist“, sagt der Virila, „mußt du dich gar sehr täuschen, denn hier ist seit langem Bruder Juan Pförtner, und ich hätte auch niemals zugelassen, daß man ihm dieses Amt nimmt“.

„Aber Herr“, sagte der Pförtner verlegen, der meinte, der fremde Abt sei vielleicht geistesverwirrt, „kommt doch mit zu unserem Vater Abt, dann wird sich alles aufklären!“

„Was sprichst du da vom Abt des Klosters, wenn er doch vor dir steht?“  
Man weiß nicht, wie lange die beiden da noch gesprochen haben, aber dann ging der Abt voran in sein Zimmer und der Bruder Pförtner folgte ihm.

Ihr könnt euch vorstellen, wie verwundert der jetzige Abt des Klosters Leyre war, als er plötzlich die würdige Gestalt von Virila in der Kleidung eines Abts vor sich sah. Er fragte ihn: „Lieber Mitbruder, was führt dich zu mir?“

„Lieber Mitbruder“, sagte Virila, „was bringt dich dazu, von meiner Abtei Besitz zu ergreifen?“

„Ja, wer bist du denn überhaupt?“

„Ich bin der Abt Virila!“

Da kniete der Abt des Klosters nieder und sagte: „Heute morgen ist die Nachricht eingetroffen, daß unser frommer Vorfahre Virila, der vor 300 Jahren verschwunden ist, und nach dessen Abgang sich mancherlei Wunder zugetragen haben, heilig gesprochen wurde. Ja, ich erkenne ihn nach der Beschreibung von ihm, die uns durch drei Jahrhunderte überliefert worden ist.“

Nun verstand Virila, daß Gott ihm hatte eine Lehre erteilen wollen, und daß, wenn der Mensch bereits beim Anhören einer Nachtigall Zeit und Raum vergessen konnte, das Paradies genug Erfüllung für eine Ewigkeit bieten könne.

Er führten den nunmehrigen Abt von Leyre in den Wald an die Stelle, wo er der Nachtigall gelauscht hatte, segnete Abt und Kloster und zerfiel zu Asche. Dort aber, wo er geschieden ist, sprudelte eine Quelle auf, die auch heute noch fließt.

Baskische Varianten der Legende stehen auch bei Clavería<sup>24)</sup> und Goiri<sup>25)</sup>; Noël fand sie noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in der mündlichen Überlieferung. Die Gestalt eines heiligen Virila ist apokryph, aber in Navarra zum Teil sehr populär.

Text A7) verzichtet auf den Zug eines Ordens-Wechsels zur Charakterisierung der Zeitkomponenten. Das Detail, daß Virila gerade am Tage zurückkehrt, da seine Kanonisation im Kloster bekannt geworden ist, wirkt zwar erzählerisch als Schürzung des Knotens, ist sonst jedoch ungebrauchlich und nicht zu belegen. Freilich darf man auch in der Heiligspre-

chung des Helden einen Ausdruck der zeitlichen Distanz zwischen seinem Leben im Diesseits und seinem transitus ins Jenseits erkennen.

Der Abt folgt nicht dem Vogel immer weiter hinein in den Wald wie der Mönch von Chaumont, vielmehr gibt es eine ganz bestimmte Übergangsstelle zum Jenseits, von der aus er auch später wieder in die Ewigkeit ingeht.

Als Zeitraum zwischen dem Weggehen und der Rückkehr des Abtes oder Mönchs werden am häufigsten 300 Jahre angegeben. Nur selten ist die Rede von tausend Jahren. Wie bei den 70 Jahren des Rabbi Choni schließen sich auch die tausend Jahre unmittelbar an das Psalmenwort an.

Das Grübeln des Abtes Virila und mancher anderer Mönche in romanischen Volkserzählungen gilt der Existenzform des Menschen in der Ewigkeit, genauer gesagt seiner Frage einer „Beschäftigung“. Die Problematik ist damit erstaunlich gemeinmenschlich und nicht sosehr theologisch.

Die verschiedenen Fassungen des „entrückten Mönches“ schwanken zwischen Sage und Legende, wobei in beiden Fällen das alte exemplum hereinspielt.

Eine Erzählung, die sich mehr der Sage nähert, ist das alte katalanische Volksbüchlein „Pere Portes“.<sup>26)</sup> Das Grundmotiv dieses Textes ist der Komplex vom Zeugen in der Hölle, ein Thema, das Kretzenbacher<sup>27)</sup> genauer analysiert hat.

Der Bauer Pere Portes aus dem kleinen Nest Tordera (Provinz Gerona/Katalonien) ist durch einen reichen Notar, der inzwischen verstorben ist, um sein Geld gebracht worden. Von seinen Gläubigern verklagt, macht er sich auf den Weg, um ausstehende Schulden einzutreiben, und geht — am 22. August des Jahres 1608 — ins Städtchen Massanet. Auf dem Heimweg begegnet ihm ein Reiter, der noch ein zweites gesatteltes jedoch lediges Pferd mit sich führt. Der Reiter sieht das betrübte Gesicht des Bauern, und er fragt Pere nach dem Grund seines Kammers. Dieser erzählt ihm seinen Fall vom Betrug durch den Notar.

Nun fordert der Reiter ihn auf, das freie Pferd zu besteigen und mit ihm zu reiten. Er verspricht, zu helfen. Kaum sitzt Pere im Sattel, hebt eine wilde Jagd durch Wälder und über Berge hinweg an. Endlich erreichen sie nach stürmischem Ritt eine Felsöffnung; durch sie hindurch gelangen sie in eine Höhle, die sich immer mehr erweitert. Zuletzt gelangen sie in eine weite — vom Rauch vieler Feuer erfüllte — Ebene: die Hölle. Teufel und Verdammte existierten hier. Unter den der Strafe Verfallenen findet Pere manchen Bekannten, darunter auch den betrügerischen Notar. Dieser gesteht Pere, er müsse hier leiden, weil er ihm die Urkunde über die Bezahlung einer größeren Summe unterschlagen habe. Er beschreibt dem Bauern genau, wo in seinem Hause die versteckte Urkunde liege.

Pere gelingt es später aus der Hölle zu entfliehen, indem er die Namen von Jesus und Maria angerufen und damit den Teufel abgeschreckt hat. Er kommt wieder an die Oberwelt zurück, doch befindet er sich zu seiner Überraschung nicht in seiner Heimat Katalonien sondern im Königreich

Valencia, auch ist nicht mehr der 22. August sondern bereits 1. September. Zu Allerheiligen kommt er in Hostalrich an, wo das Haus des Notars steht. Er findet richtig die Urkunde dort, wo ihm der Notar das Versteck angegeben hat, und kann damit seine Schulden bezahlen und zu bescheidenem Wohlstand gelangen. nach kurzen Schwierigkeiten mit der Inquisition lebt er zufrieden und glücklich.<sup>28)</sup>

Wieweit dieser Stoff auch in der Oraltradition Kataloniens gelebt hat, ist umstritten. In den neueren Sammlungen ist er nicht nachweisbar. Freilich finden sich Einzelzüge in ähnlichen Sagen.

Die „Jenseitszeit“ läuft hier nur geringfügig langsamer als die Diesseitszeit, die Differenz beträgt lediglich zehn Tage. Aber nicht die großen Zeiträume als solche sind das Erstaunliche in unserer Problematik, sondern das Fürwahrhalten des Phänomens als solches.

Pere Portes war zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Ereignis, das man für historisch-wirklich gehalten hat. Der räumlichen Verschiebung der Unterwelt entspricht die zeitliche.

Manche Passagen in dem seinerzeit sehr populären Büchlein wirken wie eine Traumerzählung.

Und die geringe Zeitverschiebung erlaubt dem Helden ein normales Fortleben ohne irgendwelche Komplikationen.

Auch das Erreichen des Jenseits zu Pferde — wobei offen gelassen ist, wieweit es sich nicht um ein Jenseitswesen oder um eine verdammte Seele handelt — erinnert uns an die Funktion des Pferdes als die Grenze zur andern Welt überschreitendes Hilfsmittel in unserem Text A<sub>3</sub>).

Pere Portes ist schier eine Einzelercheinung im Bereich unseres Themas, und zugleich ist diese Geschichte der Text mit der geringsten Zeitverschiebung.<sup>29)</sup> Je größer die Zeitdifferenz, desto größer offensichtlich die Faszination, die davon ausgeht. Und die wunderbarsten Unterschiede werden, wie nicht anders zu erwarten, in Erzählungen erreicht, die wir gattungsmäßig dem Märchen zurechnen dürfen.

Im norditalienischen Märchen vom „Land, wo man nie stirbt“, das in zahlreichen Varianten in Südeuropa und in einzelnen auch im Osten verbreitet ist, erweist sich, daß der Held sich mehr als 500.000 Jahre im Jenseits aufgehalten hat, ehe er ins Diesseits zurückkehrt.<sup>30)</sup> In vielen Texten — wie in „Jugend ohne Alter, Leben ohne Tod“<sup>31)</sup> — verlebt der Held „unbegrenzte Zeiten“ (in einer Variante 1 Million Jahre) bei Feen im Jenseits, bis er ins Diesseits zurückkehrt und zu Staub zerfällt, sobald er von seinem Pferde absteigt.

So große Zeiträume anschaulich zu machen, fällt dem Erzähler schwer, doch wenn es heißt: „... wo erst ein weites Meer gewesen war, fand er jetzt eine große Ebene“ und „... wo einst der große, große Wald gewesen war, erstreckte sich nun eine Wüste“, wird das Abstrakte kosmischen Zeitablaufs zumindest angedeutet.

Je größer der Unterschied im Tempo der beiden Zeiten, umso schwieriger ist es jedoch auch, eine Verbindung zwischen Abreise und Rückkehr des

Helden herzustellen. Die totale Veränderung der Welt während der überlangen Abwesenheit des Helden hat einen tragischen Akzent, der auch zu einem tödlichen Ausgang der Geschichte führt, weil das Diesseits fremder geworden ist als das Jenseits erlebt worden war.

Nur in ganz wenigen Texten kehrt der Held nach dem Besuch des Ausgangspunktes seiner Jenseitsfahrt zurück, verweilt hier kurz — in der Regel ohne ein ihm auferlegtes Tabu zu brechen — im Diesseits und kehrt dann wieder in seine „himmlische“ Heimat, in die Feenwelt, zu seinem kosmischen Ehepartner oder Schwager zurück, um nun für immer dort zu bleiben.

Das Denken in solchen Zeitdimensionen verkompliziert die Darstellung, irritiert oder überfordert den naiven Zuhörerkreis, und bleibt so eher dem Bereich der Mythen oder Legenden vorbehalten.

Im allgemeinen bemüht sich das Zaubermärchen, den Zusammenhang zwischen Anfang und Ende zu wahren, es sucht nur eine relative und keine totale Veränderung der diesseitigen Gegebenheiten.

Wie eine solche geringere Abweichung aussehen kann, soll uns ein libanesisches Märchen<sup>32)</sup> zeigen, das zur Gruppe jener Texte gehört, die sich mit dem Motiv der unschuldig verfolgten Frau beschäftigen.<sup>33)</sup>

#### A<sub>8</sub>) DIE VERFOLGTE FRAU

*Man erzählt sich, es waren einmal ein König und seine Frau und noch ein König und seine Frau. Und während die beiden Männer miteinander befreundet waren, haben die beiden Frauen einander gehaßt.*

*Nun, die beiden Könige hatten nur je ein Kind, der eine besaß einen Sohn und der andere eine Tochter, und so kamen sie überein, ihre Kinder miteinander zu verheiraten.*

*So geschah es.*

*Bald darauf sind die beiden Könige zusammen in den Krieg gezogen, von dem sie nicht wieder heimkehren sollten. So geht es.*

*Das junge Paar aber — der Sohn des einen Königs und die Tochter des andern — lebten glücklich und zufrieden miteinander, bis der Vater des Burschen eine Botschaft an seinen Sohn sandte, er solle mit allen Kriegern, die er noch aufreiben könne, ihm nachfolgen.*

*So zog auch der junge Ehemann in den Krieg.*

*Und so war nun die junge Frau ihrer Schwiegermutter ausgeliefert, welche die Junge ebenso haßte, wie sie deren Mutter nicht mochte. — So geht es.*

*Und die böse Königin beschloß, ihrer Widersacherin Schaden anzutun und deren Tochter zu vernichten.*

*Und was hat sie gemacht? Sie hat falsche Zeugen bestochen, welche aussagen mußten, sie hätten die junge Königin beim Ehebruch beobachtet. Sie hat ihnen Geld gegeben und gesagt: „Der Richter wird euch fragen, woran ihr die Junge erkannt habt, dann antwortet, ihr hättet gesehen, daß sie ein Muttermal auf der linken Brust hat.“*

Die Königin war nämlich die einzige außer dem Gemahl, die im ganzen Land die junge Königin je nackt gesehen hat.

Und so kommt es: man klagt die junge Frau an. Der Richter ruft die Zeugen, die Zeugen machen ihre Aussage „Sie hat ein Muttermal auf der linken Brust“. Der Richter läßt durch seine Frau die Junge untersuchen: es ist so. Er verurteilt sie zum Tode.

Die junge Frau soll in der Wüste von den Schergen gesteinigt werden. Man nimmt sie und führt sie hinaus vor die Stadt, weit weg in die Wüste hinein. Dort lebt niemand außer einem alten Einsiedler, der hat sich dort niedergelassen vor vielen, vielen Jahren.

Als die Schergen mit der jungen Königin dort ankommen, sah sie der Eremit und ging zu ihnen und fragte: „Was wollt ihr da?“

Die Gerichtsdiener sagten: „Wir müssen diese Frau hier steinigen, sie ist eine Ehebrecherin.“ — „Was?“ sagt der Einsiedler, „diese junge Königin eine Ehebrecherin? Nie und nimmer“. — „Ja, sie wurde verurteilt, und wir müssen es tun.“ — „Gut, dann steinigt mich gleich mit. Was der Herrgott will, das wird geschehen.“

Nun wußten die Männer nicht, was sie tun sollten. Einen heiligen Mann steinigen? Das geht doch nicht! Der Himmel würde sie sonst strafen.

Sie sagen zu ihm: „Was also sollen wir machen: der Richter sagt so, und du sagst es anders. Wie sollen wir das wissen?“

Der heilige Mann sagt: „Kehrt zurück in die Stadt, und wenn euch jemand fragt, so sagt nur: ‚wir haben unsere Pflicht erfüllt.‘ Das ist keine Lüge, denn eure Pflicht ist, Unschuldige zu schützen und Schuldige zu strafen. Ich sage euch aber: diese Frau ist unschuldig, so unschuldig wie ich es bin.“

„Gut“, sagten die Männer, „wir werden es so machen. Wenn dann andere kommen, dann sieh zu, ob du mit ihnen fertig wirst.“

„Das will ich schon tun. So eine Geschichte: eine Unschuldige verurteilen!“

Die Schergen sind in die Stadt zurückgekehrt.

Der Richter fragte sie: „Habt ihr alles erledigt.“ — „Ja, wir haben alles getan, was sein muß.“

Die junge Frau ist schwanger gewesen. Der Einsiedler baute ihr ein Hüttchen und sorgte gut für sie.

Jede Woche kam zu ihm ein Esel, der brachte zu essen und zu trinken.

Und als der Esel wieder kam, sagte der Einsiedler zu ihm: „Guter, du mußt jetzt täglich kommen und uns Milch bringen für die Kinder.“

Der Esel nickte mit dem Kopf zum Zeichen, daß er verstanden hat.

Wirklich, nun kommt er jeden Tag und bringt auch Milch.

Indessen kehrte der junge König zurück aus dem Krieg, in welchem sein Vater und sein Schwiegervater gestorben waren. Er freute sich auf das Wiedersehen, und wie war er traurig und enttäuscht, als man ihm erzählte, seine Frau sei wegen Ehebruches zum Tode verurteilt und gesteinigt worden.

Er konnte es nicht glauben, aber man versicherte ihm: „Die Zeugen haben deine Frau nackt gesehen und ein Muttermal auf ihrer linken Brust erkannt.“

Er lebte kümmerlich und traurig, und wollte von nichts etwas wissen.

*So lebte er ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre . . . sieben oder acht.*

*Eines Tages hielt er das Leben nicht mehr aus. Er sagte: „Ich werde in die Wüste gehen, das Grab meiner Frau suchen, und dort will ich mich hinlegen und sterben.“*

*Und er nimmt ein Kamel und reitet in die Wüste, das Grab zu suchen, aber er konnte es nicht finden.*

*Er suchte, und suchte, und ritt und ritt . . .*

*Einmal sah er einen beladenen Esel durch die Wüste laufen. Da wurde er neugierig und wollte sehen, wohin der Esel ginge. Er folgte ihm.*

*Der Esel geht zu einem Platz, wo zwei kleine Hüttchen stehn. Und aus einem Hüttchen kommt ein Einsiedler, der hat an jeder Hand ein Kind, das noch nicht allein laufen kann. Der setzt die Kinder in den Sand und lädt den Esel ab.*

*Der König lenkt sein Kamel hin und sagt: „Friede sei mit dir, Vater.“ — „Und auch mit dir!“ — „Wie kommst du hier mitten in der Wüste zu Kindern?“ — „Gott hat sie mir zugeführt.“ — „Jaja, so sind es Waisenkinder?“ — „Nein, es sind die Kinder des Königs und der Königin.“*

*Der König wunderte sich: „Kinder welches Königs?“ — „Des Königs dieses Landes.“ — „Aber Vater: der König dieses Landes bin doch ich.“*

*Der Einsiedler schaute auf „So werden es am Ende wohl deine Kinder sein.“ — „Aber nein!“ — „Aber ja!“*

*Der König wurde ganz verwirrt: „Aber das ist doch unmöglich. Selbst wenn ich Kinder hätte, so müßten sie jetzt so sieben bis acht Jahre alt sein. Die Kinder hier sind doch noch keine zwei Jahre alt.“ — „Nein, nach unserer Zeit sind sie noch nicht so alt.“*

*Der König schaute dem Alten in die Augen und der schaute zurück.*

*Da sagte der König: „Was sagst du da für Rätsel? Ich kann dich nicht verstehn.“ — „Gut, du wirst gleich verstehn.“*

*Und der Eremit dreht sich um und ruft . . .*

*Da kommt die junge Frau aus ihrem Hüttchen, der König hat sie sofort erkannt. Sie aber sieht nur einen fremden Mann in mittlerem Alter. Endlich versteht sie und erschrickt. Er aber beginnt zu weinen . . .*

*Ja, so ist das . . .*

*Nun, am nächsten Tag wollten sie sich vom heiligen Mann verabschieden, der aber war verschwunden.*

*Sie ritten in die Stadt zurück. Dort war die alte Königin inzwischen verstorben. Nun hat nichts mehr ihr Glück getrübt.*

*Viele Jahre sind seitdem vergangen.*

*Diese Geschichte aber hat man sich immer wieder erzählt.*

*Vielleicht war es nicht ganz genau so, aber doch ganz ähnlich muß es gewesen sein.*

*Das ist alles, was ich weiß.*

Die Zeitrelation zwischen Diesseits und Jenseits wird hier nicht ganz klar deutlich. Während im Bereich der Normalwelt etwa acht Jahre verlaufen

sind, ist im seltsamen Jenseitsbereich der Wüste nur ein Zeitraum von circa zwei Jahren verstrichen.

Rein äußerlich findet der Unterschied im Ablauf der Zeit seinen bildhaften Ausdruck in den beiden Kindern, die nicht so groß sind, wie sie dem irdischen Alter nach sein müßten und im differierenden Lebensalter des Königs und der Königin.

Die jenseitige Gestalt tritt hier als Eremit auf, eine der wenigen Andeutungen auf einen Einfluß des Christlichen auf die Atmosphäre des Zaubermärchens.

Es ist sehr selten, daß unser Motiv — am bekanntesten und verbreitetsten wohl in der Figur der Genovefa — die geflohene oder im Walde beziehungsweise auf dem Meere ausgesetzte Frau in einen jenseitigen Bereich geraten läßt, selbst wenn in vielen Varianten Teufel oder Engel, Heilige oder Gott selbst auftreten. Wir erkennen aber aus unserem Beispiel A<sub>8</sub>), daß die Zeitkomponente auch mit Stoffen verbunden werden kann, mit denen sie urtümlich in keiner Verbindung gestanden hat, wie es das wohl berühmteste Beispiel des Dornröschens (AT 410) in der Fassung von Perrault zeigt. In vielen Fällen freilich tritt diese Zeitkomponente als Zauberschlaf ohne tiefere Funktion auf.

Auch in unserem obigen Text besteht kein zwingender Grund im Sinne des Ablaufs der Handlung zu zeitlichen Verschiebungen. Möglicherweise steht jedoch latent dahinter jenes Motiv, wie wir es mit A<sub>1</sub>) vor uns haben: Verfolger sollen durch die abgelaufene Zeit neutralisiert werden. Das gälte in diesem Fall für die Mutter des Königs. Andererseits darf in diesem Märchen die Zeitdifferenz nicht zu groß werden, um nicht das Liebespaar (die Heldin und ihren Gatten) zu trennen.

Das Schwanken zwischen legendenhafter und märchenartiger Haltung bedingt bei diesem Text einige Unklarheiten, die wohl auch durch Lücken mitbedingt sind. So erfährt man nichts darüber, woher der Esel das Essen bringt.

In einem sizilianischen Märchen<sup>34)</sup> schickt ein Herr jeden Tag mit einem Esel Essen ins Jenseits. Freilich ist hier ganz konkret das Purgatorium gemeint, wo die Armen Seelen durch Brot gespeist werden sollen. Die Zeit spielt jedoch dabei keinerlei Rolle.

Auch in einem Märchen der Insel Thasos,<sup>35)</sup> in welchem der Held auf einem Baum in den Himmel klettert, um Zaubergaben zu erbitten, vergeht für ihn nur 1 Stunde bis zur Rückkehr, während seine Frau eine ganze Woche auf ihn warten muß. Die verschiedene Zeit ist dabei keineswegs durch den Inhalt bedingt, sie kann lediglich als Ausdruck dafür genommen werden, daß der Erzähler den Himmel auch durch einen andern Zeitablauf charakterisieren will.

Nun gibt es außerdem Motive, die beide Möglichkeiten der Zeit kennen: sie kann einmal im Diesseits und einmal im Jenseits schneller ablaufen. Es scheint, daß vor allem im Bereich der Sage dieses Element austauschbar ist.

Die folgende Sage wurde uns 1964 in einer aromunischen Siedlung (Samarina) erzählt:

### A9) DER FUHRMANN

*Nicht weit von Barovitza lebte ein Mann — das mag so vor 30 oder 40 Jahren gewesen sein — der war Fuhrmann und fuhr mit seinem Karren die meiste Zeit des Jahres über Land.*

*Damals fuhr man gern in Gruppen zu mehreren, einmal weil es unterhaltender ist, zum andern weil man so sicherer ist. Es gibt ja viel Gesindel, und man mußte damals aufpassen, daß einem nichts gestohlen wurde.*

*An einem Tag im Vorfrühjahr, als der Mann mit fast einem Dutzend Kameraden und deren Karren unterwegs ist — noch liegt Schnee und Eis — kommt ihn die Lust an, eine Pfeife zu rauchen und sich etwas aufzuwärmen.*

*Und da der Führer der Gruppe gerade eine kurze Rast machen will, sagt er: „Wartet einen Augenblick, ich bin gleich wieder da. Ich will mir nur eine Pfeife anzünden.“*

*Und damit geht er über ein schneebedecktes Feld hinüber zu einer Hütte, die er da liegen sieht, und aus deren Dach Rauch aufsteigt.*

*Er kommt zur Hütte, klopft an die Türe, man ruft, er solle eintreten, und er geht hinein. Drinnen sitzt eine junge Frau und spinnt.*

*Drinnen ist es schön warm, und der Fuhrmann nimmt seine Haube ab und fragt: „Darf ich meine Pfeife anzünden und mich einen kurzen Augenblick aufwärmen?“ — „Aber freilich“, sagt die Frau und stellt ihm einen Becher Milch hin, „trink auch etwas.“*

*Der Fuhrmann hat seine Pfeife angezündet, hat die Milch getrunken, hat sich bedankt und ist wieder gegangen.*

*Als er hinauskommt vor die Hütte, scheint die Sonne, es ist warm und die Wiese ist grün, die Büsche voller Blüten.*

*Der Mann reibt sich die Augen und sagt: „Na so was! Ich habe mir eingebildet, es läge noch Schnee, und es ist schon grün.“*

*Dann ging er hinüber zur Straße und zog im Gehen seinen Mantel aus.*

*Wie er zur Straße kam, war weit und breit kein Karren und keiner von den Kameraden zu sehen.*

*Der Fuhrmann dachte, sie wären ungeduldig geworden und ohne ihn weggefahren, und er hoffte, sie im nächsten Orte einzuholen. Aber im nächsten Ort war niemand.*

*Er fragte einen jungen Bauern: „Du, hast du nicht vor kurzem so 8 bis 10 Fuhrleute mit Karren hier durchfahren sehen?“ — „Wann soll das gewesen sein?“ — „Na, so vor einer Stunde oder zwei.“ — „Nein, hier ist niemand vorbeigekommen.“*

*„Merkwürdig!“ hat der Fuhrmann gedacht. Und nach ungefähr einer Woche kommt er daheim an.*

*„Ja, wo warst du denn all die Jahre?“ sagt seine Frau.*

„Wieso Jahre?“ sagt der Mann, „ich bin doch erst vor drei Wochen weggefahren“.

„Was drei Wochen? Vor drei Jahren bist du weggefahren.“

„Und was ist aus meinem Karren geworden?“

„Den haben deine Freunde damals gebracht. Sie haben gesagt: ‚Wir wissen nicht, wohin Alexie geraten ist. Er ging in ein Haus und kam nicht mehr heraus. Wir haben gerufen, aber er hat nicht geantwortet‘. — Und wo warst du nun wirklich?“

„Ich?“ sagt der Mann, „aber ich verstehe das ja selber nicht! Ich bin nur für 3 Minuten in ein Haus gegangen, habe mir eine Pfeife angezündet und einen Becher Milch getrunken, und dann bin ich gleich wieder gegangen. Na so was!“

Nun, später ist der Fuhrmann jene Straße gefahren, die er vor drei Jahren gefahren war, und er hat sich vorgenommen, zu der Hütte zu gehen und die junge Frau zu fragen, aber als er dort vorbeigefahren ist — es war diesmal hoch im Sommer — war keine Hütte mehr zu sehen.

Er fragte seine Kameraden: „He, erinnert ihr euch, ob da drüben einmal eine Hütte stand?“ — „Ja, da war wohl einmal eine. Aber die ist nicht mehr da. Nicht einmal ein Stein mehr ist davon übrig.“

Da hat der Mann gewußt, daß er irgendwie behext gewesen ist. Aber warum und wozu? Das hat er nicht gewußt.

Hier im Ort haben ihn noch manche Leute gekannt. Jetzt lebt er wohl nicht mehr.

Auch in dieser Sage ist der Zeitraum, der vergeht, während der Fuhrmann in der Hütte verweilt, die als Jenseitsort gelten darf, nur drei Jahre. Ein Anschluß an das frühere Leben ist also absolut möglich. Der Mann glaubt sich verhext, obwohl er sonst keinerlei Konsequenzen einer Verzauberung bemerkt als eben nur diese „verlorene“ Zeit. Er hat weiter keinen Schaden erlitten.

In einer anderen balkanischen Sage<sup>36)</sup> betritt ein Wanderer ein Haus, ißt eine Suppe, die ihm angeboten wird, und als er wieder herauskommt, ist inzwischen der Weltkrieg gewesen.

Es wäre einfach, das Ganze als Bewußtseinstrübung oder Gedächtnisverlust darzustellen, wie es manche Varianten nahelegen scheinen. Wir sind gewohnt, Zauber und Magie in der Verwandlung von Mensch und Tier, in äußerem Schaden oder Krankheit zu sehen. Doch kann sich die Magie auch auf die Zeit erstrecken, und auf diese Weise Verwicklungen auslösen. Verblüffend sind Parallelen zu unserer Sage A9), in denen die Zeitverhältnisse umgedreht sind. Freilich ist dem Berichterstatter kein einschlägiges Beispiel aus dem Balkan bekannt, doch darf nicht ex silentio darauf geschlossen werden, daß es solche Sagen nur in der Westromania gäbe.

In der Westromania gibt es Belege für Andalusien und Brasilien, und aus dem letzteren Land stammt die folgende Sage<sup>37)</sup>, die vermutlich aus Europa eingewandert ist.

## B<sub>1</sub>) DER MANN, DER IN DER VERGANGENHEIT WEILTE

Ein Trupp von Landleuten ist einmal aus ihrem Dorf in die Stadt geritten, wo sie verschiedene Dinge haben erledigen wollen. Darunter ist ein Mann namens Ramos gewesen, und was ihm passiert ist, hat mir ein Enkel von ihm erzählt. Weil der Weg weit gewesen ist, haben die Leute zu Mittag eine längere Rast gemacht, sie haben etwas zum Essen dabei gehabt, das haben sie verzehrt, haben dazu getrunken, und manche haben sich hingelegt, um etwas zu ruhen oder zu schlafen.

Später ist dann ihr Anführer herumgegangen und hat den Männern gesagt, daß man wieder aufbrechen muß und daß sie sich richten sollen.

Und Ramos und andere sind noch ins Gebüsch getreten, um sich zu entleeren. Langsam haben sich dann alle wieder in den Sattel gesetzt, und alle waren bereits fertig, nur Ramos hat noch gefehlt; sie haben mehrfach nach ihm gerufen, und wollten gerade wegreiten, da ist er aus dem Gebüsch gekommen. Aber wie hat er ausgeschaut!

Er, der vor zehn Minuten noch wie ein junger Bursche ausgesehen hat, hatte nun auf einmal graue Haare und einen grauen Bart, und er hatte auch eine ganz andere Kleidung an, eine vornehme, so wie man sie vor hundert Jahren getragen hat.

„Was ist Ramos?“ hat einer gefragt. „Willst du Theater spielen? Wie schaust du denn aus?“

Aber Ramos hat nur gesagt: „Ihr seid noch da?“

Er hat ganz verwundert den Kopf geschüttelt und hat halblaut zu sich gesagt: „Sie sind noch da!“

Nun, den Leuten hat es geeilt, und so sind sie losgeritten, und Ramos ist als letzter hinter ihnen her geritten.

Am Abend haben sie ihn nochmals gefragt: „Was ist mit dir?“

Aber er hat nicht reden wollen.

Einige Tage später sind sie wieder zurückgeritten, und da haben sie wieder dort halt gemacht, wo sie auch beim Herreiten Rast gemacht hatten.

Und da hat Ramos zu zwei Männern, mit denen er verwandt oder befreundet war, gesagt: „Kommt doch einmal mit! Ich will euch etwas zeigen“.

Und sie sind ihm in den Wald hinein gefolgt. Da kamen sie nach einigen Schritten zu einem Pfad, und der Pfad hat sich noch etwas weiter zu einer verfallenen und verwachsenen Straße verbreitert.

Sie sind diese Straße vielleicht zwei Minuten, vielleicht drei Minuten entlang gegangen, und da sahen sie auf der anderen Seite die Reste einer Umzäunung oder einer Mauer. Und dahinter war wild verwachsener Wald.

Da ist Ramos stehen geblieben und hat gesagt: „Nichts mehr da!“

„Ja was soll denn hier sein? Hier ist doch Wildnis, das sieht man. Vielleicht war hier im vorigen Jahrhundert mal ein Gutshof“

„Nein“, sagt Ramos, „der Gutshof ist noch hier gestanden, als wir auf dem Herweg hier gerastet haben“.

„Aber geh!“ sagt einer von den beiden Begleitern, „du mußt dich täuschen: schau nur. Das ist verfallen seit mindestens dreißig oder vierzig Jahren, ja vielleicht noch länger.“

„Und doch bin ich dort gewesen. Schaut mich nur an, wie ich aussehe. Wären nicht meine grauen Haare, ihr würdet mich für verrückt halten. Aber sagt selber: wird ein Mensch so schnell grau? So in zehn oder zwanzig Minuten?“

„Nein“, sagen die beiden, „das wird er nicht, und wir haben ja alle bemerkt, daß dir etwas besonderes passiert sein muß. Aber erzähle doch wenigstens uns, wenn du nicht vor allen reden willst!“

„Gut“, sagt er, „ich werde es euch erzählen, und ich kann euch auch zeigen, was ich noch besitze“.

Und damit hat er ihnen einen Beutel gezeigt mit Goldstücken, wie man sie zu ihrer Zeit längst nicht mehr gehabt hat.

Und dann hat er ihnen alles erzählt.

Wie er die verfallene Straße gesehen hat, ist er zuerst neugierig geworden. Er ist ein kurzes Stück darauf gegangen und zu einem Tor gekommen, das durch die Hecke geführt hat. Und als er durch das Tor gegangen ist, hat er ganz vergessen, daß er ja zu seinen Gefährten zurück muß.

Er ist einen festen Weg zu einem prächtigen Gutshof gegangen, der war sehr belebt von Leuten. Und vor dem Haupteingang ist der Besitzer gestanden. Der hat ihn begrüßt und hat gefragt, ob er etwas will. Da hat er geantwortet, ja, er suche Arbeit. Was er könne?

Da hat er gesagt, daß er gut mit Pferden umgehen kann, daß er sich aber auch mit vielem anderen auskennt.

Auch lesen und schreiben? Ja, er könne auch lesen und schreiben.

Gut dann möge er hier bleiben, denn man suche einen Sekretär.

Und so ist er dort geblieben.

Der Gutsherr war ein reicher Mann, aber kein böser. Und als er gesehen hat, daß Ramos ein redlicher und verlässlicher Kerl ist, hat er ihn zum Verwalter gemacht, denn der bisherige Verwalter ist bei einem Unfall umgekommen.

Und so vergehen einige Jahre.

Und dann hat ihn eines Tages der Gutsherr gefragt, ob er nicht eine seiner Töchter heiraten wolle.

Ja, er wollte. Und so hat er geheiratet.

Und dann sind ihm im Verlauf mehrerer Jahre Kinder geboren worden, und er selber ist allmählich älter geworden.

Und einmal geht er aus dem Hause, da kommt ein Windstoß und bläst ihm den Hut vom Kopf. Er rennt hinterdrein, aber er kann den Hut erst am Tor erwischen.

Und als er zum Tor hinausgegangen war, da wußte er, daß seine Gefährten auf ihn warten. Er geht ein paar Schritte und fragt sich: „Was soll ich jetzt tun? Ich muß doch wenigstens meiner Frau Bescheid sagen.“

Aber wie er sich umgedreht hat, ist alles verschwunden. Nur noch Trümmer sind da.

So ist er zu seinen Gefährten zurückgekehrt.

*Ramos ist dann mit den beiden zurückgegangen und heimgeritten. Er hat noch einige Jahre gelebt. Dann ist er gestorben. Seltsam, nicht wahr?*

Diese Sage enthält neben der Thematik vom doppelten Erscheinungsbild des Zeitablaufes noch jene vom Einstieg in eine Vergangenheit, die sich in relativ vielen Sagen zeigt, wenn nächtliche Wanderer an alten Ruinen vorbeigehen und diese plötzlich belebt sehen. Die Vorstellung von einem Rückeintritt in eine längst vergangene Epoche kennt jedoch im allgemeinen kein breites Ausspannen, sondern sie bleibt eine kurze Episode, eine Begegnung mit dem Gewesenen. Stärker hat diese Vorstellung in der Belletristik — wie bei den beiden Rumänen Eliade<sup>38)</sup> und Sadoveanu<sup>39)</sup> — ihre Darstellung gefunden. Der Übertritt in ein Jenseits einschließlich der zeitlichen Konsequenzen erfolgt in der Regel im Märchen in eine parallel laufende Zeitlichkeit.

Die zeitliche Rückung hat in unserm Text B<sub>1)</sub> somit einen doppelten Knick: der Held ist nach seiner Rückkehr ins Diesseits etwa 30 Jahre älter — und sein Übertritt ins Jenseits führt ihn in eine Zeit, die mehr als fünfzig Jahre zurückliegt. Wir werden sehen, daß vor allem der erste Zug — 30 Jahre = ein Lebensalter — in der Volkserzählung häufiger auftritt.

Die Siebenschläferlegende hat uns ins Mittelalter zurückgeführt, doch lag ihr Ausgangspunkt in der Antike, wie auch die Vorstufen zum entrückten Mönch in die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen.

Für die zweite Form der Zeitrelation zwischen Diesseits und Jenseits fehlen uns so frühe Belege. Das Motiv tritt auch erst im Spätmittelalter auf, wobei wir aus den schriftlichen Quellen nicht unbedingt darauf schließen dürfen, daß es nicht bereits früher in der mündlichen Tradition existiert hat. Wie wir aus Texten außerhalb Europas sehen werden, ist dort unser Thema durchaus in spezifischen Vorstellungen lebendig, ohne daß eine europäische Provenienz angenommen werden mußte.

Die Handlung verläuft in verschiedenen indianischen Erzählungen eher wie ein Traum, der eine große Zeitspanne umfassen kann; sie kann sich auf einige Tage beschränken und bis zu Jahren ausdehnen, während im Diesseits lediglich einige Stunden oder eine Nacht vergangen ist.

Hingegen scheinen Auffassungen, wie wir sie in unserer Gruppe von A-Texten gebracht haben, im indianischen Bereich zu fehlen.

Der Zeitablauf entspricht nicht nur der Traumwelt sondern auch jener des Schamanen in der Trance, der auch große Wanderungen und Abenteuer durchlebt, während nur Stunden vergehen

Doch wir wollen zunächst einmal eine indianische Geschichte aus Mexiko bringen. Erzählt wird sie bei den Nahua, die heute zu den stärksten Indianergruppen Mexikos zählen. (Circa 700.000 Angehörige.) Die Nahua gehören sprachlich zu den Nahuatl, die früher über das ganze zentrale Hochland Mexikos verbreitet waren. Aufgenommen wurde der Text von Lafone Quevedo<sup>40)</sup> in der Provinz Morelos.

### B<sub>3</sub>) DER MANN, DER IM TOTENREICH WAR

Da war einmal ein Mann, dem war es verboten, in der Nacht einen Kakaostrauch zu berühren.

Wie er aber eines Nachts heimgegangen ist, hat er nicht aufgepaßt und hat einen Kakaostrauch berührt. Er ist sehr erschrocken und ist gleich zum Medizinnmann gelaufen, und der hat ihm eine Medizin mit einem Gegenzauber gegeben und hat gesagt: „Einmal hilft die Medizin, zweimal aber nicht. Paß auf, daß es dir nicht wie deiner ersten Frau ergeht, die wegen etwas Derartigem gestorben ist“.

Einige Zeit danach ist der Mann wieder in der Nacht zu seinem Dorf gegangen, und da er sehr müde war, hat er nicht aufgepaßt, und er hat wieder einen Kakaostrauch berührt. Wie er es gemerkt hat, ist er sehr erschrocken und ist gleich zum Zauberer gelaufen. Der hat ihm eine Medizin gegeben und hat gesagt: „Einmal hilft die Medizin, zweimal hilft die Medizin, ein drittesmal nicht“.

Ein ganzes Jahr ist nichts passiert, denn der Mann war sehr vorsichtig. Aber dann war er einmal in einem andern Dorf bei einem Fest, hat dort zuviel Pulque (Schnaps) getrunken und einen Rausch bekommen. Und als er berauscht heimgegangen ist, hat er wieder einen Kakaostrauch berührt.

Da ist er sehr erschrocken und schnell ganz nüchtern geworden. Und er ist zum Medizinnmann gelaufen, aber der hat gesagt: „Einmal hilft die Medizin, zweimal hilft die Medizin, beim drittenmal hilft sie nicht. Du mußt sterben“.

Da ist der Mann traurig heimgegangen, hat sich hingelegt und ist gestorben. Und nachdem er gestorben war, ist er wieder aufgestanden, hat sich einen Sack mit Essen mitgenommen und hat sich auf den Weg zum Meer gemacht.

Und er ist gegangen und gegangen, und dann ist er am Meer angekommen. Am Meer aber hat ein Seehund auf ihn gewartet, und der hat ihn auf seinen Rücken genommen und ist mit ihm zur Insel der Toten geschwommen.

Wie er an der Insel der Toten angekommen ist, hat man gerade die Sonne aufgehen sehen, und der Mann hat beobachtet, daß aus dem Seehund ein Mensch wird. Und in dem Menschen hat er seinen verstorbenen Vater erkannt. „Grüß dich“, hat der Vater gesagt, „komm nur mit mir in unser Dorf! Du wirst es gut, bei uns haben“.

Der Mann hat sich etwas gewundert und hat seinen Vater gefragt: „Sag einmal: warst du nicht vorhin ein Seehund?“ — „Ja“, hat der Vater geantwortet, „und in der nächsten Nacht wirst du auch als Seehund herumschwimmen. Am Tage aber wirst du wie ein Mensch sein. Alle bei uns machen es so. Die meisten werden in der Nacht zu Seehunden, manche aber auch zu anderen Tieren“.

Und sie sind in das Dorf gegangen, und der Mann hat dort auch seine erste Frau wiedergefunden, und sie haben recht fröhlich miteinander gelebt. Und so ist eine Zeit vergangen.

Aber dann kam ein Tag, wo man alles im Dorf für ein großes Fest vorbereitet hat.

*Und der Mann hat gefragt: „Was macht ihr da?“*

*„Wir feiern morgen ein Fest, ein großes Fest, und zu dem Fest kommt auch unser Oberhäuptling; und deshalb machen wir alles so schön“.*

*Und am nächsten Tag haben sie getanzt und gegessen und getrunken. Und als der Oberhäuptling gekommen ist, hat er alle begrüßt. Und wie er zu dem Mann gekommen ist, von dem ich erzähle, hat er gesagt: „Du, was machst denn du hier? Du sollst doch noch gar nicht im Land der Gestorbenen sein“.*

*„Ja“, hat der Mann gesagt, „ich habe dreimal in der Nacht einen Kakaostrauch berührt, und beim drittenmal bin ich gestorben“.*

*„Wer hat denn das veranlaßt, daß der Mann da keinen Kakaostrauch anrühren soll?“ hat der Oberhäuptling gefragt.*

*Und da ist ein kleiner Vogel geflogen gekommen, ein kleiner weißer Vogel, und der hat gesagt: „Ich habe das Tabu gemacht“.*

*„Und warum?“ hat der Oberhäuptling gefragt, „warum hast du so getan?“*

*„Das habe ich gemacht“, hat der weiße Vogel gesagt, „damit nicht immer in der Nacht (heimlich) Bohnen von dem Strauch gepflückt werden“.*

*„Aber das ist doch ein Unsinn“, hat der Oberhäuptling gesagt, „dieser Mann da stiehlt nicht. Er hat eigentlich ein ganz anderes Tabu“.*

*„Und was für ein Tabu hat er?“ hat der weiße Vogel gefragt.*

*„Er darf nicht niesen, während er uriniert“.*

*„Ach so“, hat der Vogel gesagt, „das habe ich verwechselt“.*

*„Der Mann kann hier nicht bleiben“, hat der Oberhäuptling gesagt.*

*„Soll ich wieder mit ihm übers Meer schwimmen?“ hat der Vater des Mannes gefragt.*

*Aber der Oberhäuptling hat gesagt: „Nein, der Vogel ist schuld, und er soll ihn wieder zurück in sein Dorf bringen“.*

*Da hat der Mann sich noch von seiner Frau und von seinem Vater verabschiedet, dann hat ihn der kleine weiße Vogel bei den Haaren gepackt und so klein er auch war, er hat den Mann wie eine Feder davongetragen.*

*Und in seinem Dorf hat er den Mann auf sein Lager gelegt.*

*Und am Morgen ist der Mann aufgewacht und hat alles seiner (zweiten) Frau erzählt.*

*„Ach, du hast nur geträumt“, hat seine Frau gesagt, „du bist ja erst gestern auf das Fest im andern Dorf gegangen, und nun willst du lange Zeit im Totenreich gewesen sein?“*

*„Aber schau doch nur“, hat der Mann gesagt, „wie mir der Bart gewachsen ist. Drüben haben sie keine (Rasier)messer“.*

*Und das muß man sagen: er hat einen drei Wochen alten Bart gehabt, und vorher hat er keinen Bart gehabt.*

*Da hat seine Frau nichts darauf sagen können.*

*Nun hat der Mann es bald einmal wieder in der Nacht versucht, und er hat absichtlich einen Kakaostrauch angerührt, aber es ist nichts passiert.*

*Doch später einmal, wie er erkältet war, hat er beim Urinieren niesen müssen, und in der Nacht darauf ist er wieder gestorben.*

*Und diesmal ist er endgültig tot gewesen.*

*So hat man mir diese Geschichte erzählt.*

Man ginge fehl, wollte man annehmen, der Verweis auf den neu gewachsenen Bart sei ein schwankhafter Zug! Das Zeichen will als Hinweis und Beweis für die im Jenseits vergangene Zeit verstanden werden. Sie soll wiederum äußerlich ablesbar machen, was die Handlung mit der Beschreibung der Existenzform im Jenseits-Dorf bereits ausgeführt hat.

Es ist keine große Zeitdistanz, die hier zwischen den beiden Welten evident wird. Aber es ist deutlich die Vorstellung ausgedrückt, daß drüben ein anderer Ablauf der Tage und Nächte herrscht.

Auch in einem Märchen der Ketschua verbringt ein Mann einige Zeit im Lande der Toten — dort handelt es sich freilich nicht um eine Insel — und kehrt dann zurück, um festzustellen, daß er nur eine Nacht von seinem Heimatdorf weg gewesen ist.<sup>41)</sup>

Wir müssen hier hinzufügen, daß nur wenige indianische Erzählungen von einem Besuch von Menschen in der himmlischen Oberwelt wissen. Von einem Besuch im Götterbereich ist mehr in Mythen die Rede, deren Helden Tiere — wie der Fuchs — sind. Das Jenseits begegnet am häufigsten als Land der Toten. Mancher, der von dort zurückkehrt ist verrückt geworden, auch dabei klingen manchmal Zeitrelationen an.

Anders steht es um Zeit und Ewigkeit in fast allen europäischen Volkserzählungen, die mit dem Totenreich in Zusammenhang stehen: sie gehören stets zu unserm Typus A.

Daß die Jenseitszeit wie im Traum verfliegt, ist vor allem eine Erscheinung des Märchens und wesentlich seltener eine der Sage oder der Legende.

Im allgemeinen scheint dieses Motiv im Süden beliebter gewesen zu sein als im Norden; in Italien und Spanien findet sich der früheste volkstümlich-literarische Niederschlag, und von Griechenland bis Portugal reichen die Belege aus dem 20. Jahrhundert.

Die beiden Texte, die wir unter B<sub>3</sub>) zusammenfassen, gehen vermutlich auf eine gemeinsame Quelle zurück, doch trägt die italienische Fassung des 13. Jahrhunderts noch mittelalterliches Gepräge, während die spanische Verarbeitung des Motivs dieses erweitert und ihm eine moralisierende Funktion verleiht.

Die italienische Version ist aus den „Cento novelle antiche“<sup>42)</sup> — den hundert alten Neuigkeiten — entnommen, deren früheste Fassung ins 13. Jahrhundert gehört.

Wie so manche andere Geschichte der berühmten Sammlung ist auch diese relativ kurz gefaßt. Man merkt dem Original noch stärker als der Übersetzung an, daß es sich um eine gestraffte Fassung handelt — etwa der Oelenberger Handschrift der Brüder Grimm in ihrem Verhältnis zu den KHM vergleichbar.

Man darf davon ausgehen, daß derlei Niederschriften nicht wie die wesentlich breiter ausgesponnenen Novellenkomplexe von Boccaccio, Sacchetti, Sercambi und anderen primär zum Vorlesen gedacht waren, sie wurden oft vom Schriftlichen her nacherzählt, und so dürften sie wieder eine umfangreichere Form angenommen haben.

Eine solche Kurzfassung macht jedoch den zeitlichen Gegensatz zwischen Diesseits und Jenseits umso stärker transparent. Eingang und Ausgang der Geschichte umschließen zweifellos auch in einer mündlich erzählten Wiedergabe in knapper Form den wesentlich breiter ausgedehnten Hauptteil mit dem eigentlichen Schicksal des Helden.

*B<sub>3)a</sub> WIE DREI MEISTER DER SCHWARZKUNST ZUM  
HOFE DES KAISERS FRIEDRICH KAMEN*

*Der Kaiser Friedrich war ein gar edler Herr, und die Leute die irgend etwas konnten, kamen zu ihm aus allen Gegenden, denn er beschenkte gerne und empfing freundlich alle diejenigen, welche ein besonderes Talent besaßen. So kamen denn Sänger, Dichter, Erzähler von schönen Geschichten, Spielleute, Fechter, kurz Leute aller Art zu ihm.*

*Als der Kaiser Friedrich sich eines Tages das Wasser geben ließ und die Tische schon gedeckt waren, kamen drei Meister der Schwarzkunst in drei Pilgermänteln zu ihm. Sie grüßten ihn sofort und er fragte sie: „Wer ist der Meister von euch dreien?“*

*Und einer trat vor und antwortete: „Herr, ich bin es“.*

*Und der Kaiser bat sie, sie möchten ein höfisches Spiel spielen.*

*Und sie begannen ihren Zauber und spielten ihre Künste. Das Wetter fing an dunkel zu werden, es regnete plötzlich, Blitze erhellten den Himmel und Donnerschläge ertönten, und es schien, als ob ein Hagel losbräche, der aus Stahlsträhnen bestände.*

*Die Ritter entflohen in ihre Gemächer, der eine dahin, der andere dorthin.*

*Das Wetter wurde wieder hell. Die Meister wollten Abschied nehmen und baten um eine Belohnung. Der Kaiser sagte: „Verlangt!“ und sie verlangten. Dem Kaiser am nächsten saß der Graf von San Bonifacio. Jene sagten: „Herr, befehl diesem, uns gegen unsere Feinde zu Hilfe zu kommen!“*

*Der Kaiser bat ihn eindringlich darum.*

*Der Graf machte sich mit ihnen auf den Weg. Sie führten ihn in eine schöne Stadt, zeigten ihm Ritter von hohem Adel, und rüsteten ihm ein schönes Streitroß, gaben ihm schöne Waffen und sagten: „Diese (Ritter) sind bereit, dir zu gehorchen“.*

*Die Feinde kamen ihnen entgegen und es entwickelte sich eine Schlacht. Der Graf von Bonifacio schlug sie und machte das Land frei. Und dann lieferte er ihnen noch drei Feldschlachten. Er eroberte das Land endgültig.*

*Man gab ihm eine Dame zur Ehefrau und sie bekamen Kinder.*

*Lange Zeit regierte er dort. Seine Begleiter verließen ihn und kehrten wieder zurück, nachdem viele Jahre vergangen waren.*

*Der Sohn des Grafen war bereits vierzig Jahre alt und der Graf selbst war bereits ein Greis.*

*Da kamen einmal die drei Meister und sagten, sie wollten mit ihm den Kaiser*

und seinen Hof besuchen. Der Graf antwortete: „Das Reich wird jetzt seinen Herrscher schon mehrere Male gewechselt haben, die Leute werden alle andere sein; wozu sollte ich da zurückkehren?“

Der Meister jedoch sagte: „Nun, wir wollen dich unter allen Umständen noch einmal dorthin führen“.

Sie machten sich auf den Weg, reisten lange Zeit und kamen am Hofe an.

Sie fanden den Kaiser und seine Barone so, wie er sich gerade die Hände mit dem Wasser wusch, das ihm gereicht worden war, als der Graf mit den Meistern sich verabschiedet hatte.

Der Kaiser ließ sich die Geschichte erzählen, und der Graf erzählte sie: „... dann heiratete ich; die Söhne sind schon bis zu 40 Jahre alt. Drei Feldschlachten habe ich geliefert und nun bin ich alt geworden. Die ganze Welt ist umgekehrt. Wie geht das nur zu?“

Der Kaiser hörte mit großem Behagen zu und ließ es ihn (auch) vor den Baronen und Rittern erzählen.

### B<sub>3</sub>b

#### HANDELT VON DEM, WAS EINEM DECHANTEN VON SANTIAGO MIT DEM ZAUBERER DON ILLÁN IN TOLEDO BEGEGNET IST.

In Santiago war ein Dechant, der hatte große Lust zur Magie; und da er hörte, daß Don Illán von Toledo darin der Erhabenste jener Zeit wäre, so reiste er, um diese Kunst zu erlernen, nach Toledo und begab sich gleich am Tage seiner Ankunft daselbst in das Haus des Don Illán, den er in einem abgelegenen Gemach lesend antraf. Dieser nahm ihn sehr gut auf, wollte aber nicht eher etwas von seinem Anliegen hören, als bis er erst gespeist hätte; dann versorgte er ihn aufs beste, ließ ihm die schönsten Gemächer mit allem Zubehör anweisen und suchte ihm auf diese Weise zu erkennen zu geben, wie gern er ihn sehe. Nachdem sie aber gespeist hatten, nahm der Dechant ihn auf die Seite, erzählte ihm, weshalb er gekommen, und bat ihn angelegentlichst, ihn in seiner Wissenschaft zu unterweisen, wonach er große Sehnsucht verspüre.

Doch Don Illán entgegnete, er sei Dechant und ein Mann von großem Ansehen, der noch zu hohen Würden gelangen könnte; vornehme Männer aber, denen alles nach Wunsch gehe, vergäßen gar schnell, was andere für sie getan; und so befürchte er, daß auch er, wenn er erst erfahren, was er wissen wollte, es ihm nicht so vergelten werde, wie er verheißen.

Der Dechant beteuerte jedoch, wie hoch er auch noch steigen möge, er würde jederzeit nur auf die Erfüllung seiner Versprechungen bedacht sein.

In solchem Zwiegespräch verblieben sie vom Mittag bis zum Abend; und als sie endlich alles Miteinander fest abgemacht hatten, sagte Don Illán zum Dechanten, seine Wissenschaft ließe sich nur in sehr abgelegenen Orten lehren; er wolle ihm daher gleich diese Nacht zeigen, wo sie sich aufhalten müßten, bis er das Gewünschte erlernt hätte.

Darauf führte er ihn bei der Hand in ein anderes Zimmer, und nachdem er alle seine Leute fortgeschickt hatte, rief er eine Magd und befahl ihr, Rebhühner zum Nachtessen zu besorgen, sie aber nicht eher zu braten, bis er's ihr sage. Jetzt winkte er dem Dechanten, und beide stiegen lange Zeit eine schöngearbeitete, steinerne Treppe immer tiefer und tiefer herab, daß ihnen war, als hörten sie den Strom Tagus (Tajo) über sich rauschen.

Am Ausgang der Treppe kamen sie endlich in ein wohleingerichtetes, zierliches Gemach, wo die Werkstatt war und Bücher zum Lesen umherstanden. Sie setzten sich und überlegten soeben, mit welchem Buch sie den Anfang machen sollten; da traten plötzlich zwei Männer herein und brachten dem Dechanten einen Brief von seinem Oheim, dem Erzbischof, worin er ihm zu wissen tat, daß er gefährlich krank darniederliege, und ihn bat, sogleich zu ihm zu kommen, wenn er ihn noch am Leben finden wolle.

Diese Neuigkeit betrückte den Dechanten sehr, theils seines Oheims wegen, theils weil er befürchtete, daß sie nun ihre Studien so schnell würden abbrechen müssen; und so verfaßte er ein Antwortschreiben und sandte es an den Erzbischof.

Vier Tage darauf aber kamen wieder drei Fußboten an und überbrachten dem Dechanten abermals einen Brief: darin meldete man ihm, daß der Erzbischof gestorben und das Kapitel in der Wahl begriffen sei, die, wie sie zu Gott hofften, auf ihn fallen würde. Darum möchte er sich nicht die Mühe machen, jetzt hinzukommen; denn es sei angemessener für ihn, während der Wahl sich von der Kathedrale entfernt zu halten.

Und kaum waren acht Tage vergangen, so erschienen auch schon zwei prächtig gekleidete und gerüstete Edelleute, küßten dem Dechanten die Hand und zeigten ihm die Urkunde, wonach er zum Erzbischof erwählt worden war.

Als Don Illán dies vernahm, begab er sich sogleich zu ihm, drückte ihm über die gute Zeitung seine Freude aus und bat ihn dringend, da Gott so Großes an ihm getan, die nun erledigte Dechantenstelle seinem Sohne zukommen zu lassen.

Doch der Erwählte entgegnete, er möge doch zugeben, daß diese Dechanie einem seiner eigenen Brüder zuteil würde, er wolle ihn hernach schon anderweit zufrieden stellen; und zu diesem Behuf bat er ihn, ihm nach Santiago zu folgen und seinen Sohn mitzunehmen.

Don Illán willigte ein, und sie reisten nach Santiago, wo sie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurden.

Hier hatten sie eine Zeitlang verweilt; da kamen eines Tages Abgesandte des Papstes zum Erzbischof und meldeten ihm, wie er ihn zum Bischof von Toulouse ernannt habe, mit der Vergünstigung, sein Erzbistum abzutreten an wen er wolle.

Als Don Illán dies hörte, hielt er ihm angelegentlichst vor, was sie untereinander abgemacht hätten, und drang in ihn, nunmehr das Erzbistum seinem Sohne zu verleihen. Der Erzbischof dagegen bat ihn um seine Zustimmung, dasselbe einem Oheim von väterlicher Seite zuwenden zu dürfen. Don Illán entgegnete, er sehe wohl, daß ihm großes Unrecht geschehe, wollte aber unter der Bedin-

gung, daß man es in Zukunft wieder gut machen werde, dareinwilligen. Das versprach der Erzbischof auf alle Weise zu bewerkstelligen, und ersuchte ihn, ihn nebst seinem Sohne nach Toulouse zu begleiten.

In Toulouse wurden sie von den Grafen und Herren des Landes prächtig empfangen, und nachdem sie beinahe zwei Jahre dort gewesen waren, kamen wieder Gesandte vom Papst an ihn, mit der Meldung, daß der Papst ihn zum Kardinal ernannt und ihm vergönne, das Bistum von Toulouse nach Belieben zu verleihen.

Da verfügte sich Don Illán zu ihm und sagte, er habe ihn nun schon so oft getäuscht, daß ihm keine Ausflucht mehr übrig bleibe, wenn er jetzt nicht eine jener Würden seinem Sohne erteile. Der Kardinal bat jedoch, ihm zu gestatten, daß sein Oheim von mütterlicher Seite, der ein guter alter Mann sei, das Bistum erhalte; da er aber Kardinal geworden, so solle er nur mit ihm an den (päpstlichen) Hof kommen; dort fände sich Gelegenheit genug, etwas für ihn zu tun.

Don Illán beschwerte sich sehr, fügte sich aber endlich den Wünschen des Kardinals und ging mit ihm in die päpstliche Residenz. Als sie dort anlangten, empfingen die Kardinäle und alle Hofleute sie auf das beste; sie blieben dort lange Zeit, und täglich setzte Don Illán dem Kardinal wegen des Sohnes zu, und immer machte der Kardinal neue Ausflüchte.

Da starb der Papst, und sämtliche Kardinäle wählten diesen Kardinal zum Papste. Nun ging Don Illán zu ihm und sagte, jetzt hätte er durchaus keine Ausrede mehr, sein Versprechen nicht zu erfüllen. Der Papst aber erwiderte, er solle ihn nicht so drängen, denn nun hätte er allezeit Gelegenheit, ihm nach Recht und Billigkeit eine Gunst zu erweisen. Doch Don Illán begann mit Heftigkeit sich zu beklagen und rückte ihm vor, wie er ihm goldene Berge verheißen, ohne je das Geringste zu halten; das habe er aber gleich befürchtet, als er ihn das erstemal gesprochen, und da er nun wirklich so hoch gestiegen sei, ohne sein Versprechen zu erfüllen, so habe auch er keinen Grund weiter, noch etwas Gutes von ihm zu erwarten. Darüber wurde der Papst ganz entrüstet und fing an zu schimpfen und sagte, er würde ihn in den Kerker werfen lassen, wenn er ihn noch länger belästige; denn er sei ein Ketzer und Schwarzkünstler, und er wisse wohl, daß er in Toledo nichts andres treibe und von nichts andrem lebe als von der Zauberei.

Da nun Don Illán sah, wie schlecht ihm der Papst vergolten, was er für ihn getan, nahm er Abschied von ihm, und der Papst mochte ihm nicht einmal Zehrung mit auf den Weg geben.

Da sagte Don Illán, da er nichts anderes zu essen habe, so müsse er wieder zu seinen Rebhühnern zurückkehren, die er zur Nacht bestellt, und rief die Magd und hieß sie, die Rebhühner braten.

Und als Don Illán dies ausgesprochen, sah sich der Papst wieder in Toledo als Dechant von Santiago nach wie vor und schämt sich so, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Don Illán aber sagte, er solle nur wieder abziehen; denn er habe nun ausreichend erprobt, was er an ihm habe, und es würde ihn jedes Rebhuhn gereuen, das er mit ihm geteilt hätte.

Diese zweite Version zeigt nicht nur eine stärkere Individualform, hinter der sich die Erzählerpersönlichkeit versteckt, sondern sie geht auch mehr in Breite und Tiefe. Held und Antiheld werden mit leichten Strichen charakterisiert und gewinnen ein Profil, das dem Helden im Novellino fehlt. Juan Manuel (1282—1348) hat manche seiner Exempel aus dem Bereich der Volkserzählung gegriffen, wenn auch schwer zu sagen ist, wie weit unmittelbar oder mittelbar. <sup>43)</sup> Die Zahl der Jahre, welche der Dechant bis zur Papstwahl durchläuft wird nicht exakt angegeben, was eine Volkszählung sicher nicht versäumen würde, aber man darf doch ein gutes Jahrzehnt dafür ansetzen.

Juan Manuel ist in Toledo geboren und in Córdoba gestorben; nur in der Extremadura und in Valencia finden sich noch im 20. Jahrhundert Spuren des Stoffes, die eine größere inhaltliche Nähe zu der Ausprägung zeigen, wie sie der Autor königlichen Geblüts seiner Geschichte verliehen hat.

In den volksgängigen Versionen wurde das moralische Beiwerk wieder abgestreift, das der vom höfischen Leben zum Mißtrauen erzogene Juan Manuel als Quintessenz seiner Geschichte mitgegeben hat — „Kann Hilfe in der Not nicht seinen Dank erkaufen, /Und stünde er auch noch so hoch, so laß ihn laufen.“ — denn die märchenhafte Gestaltung des Motivs erfährt stärker das Wunderbare der Zeitrelation als Aufstieg und Fall.

Freilich schimmert selbst durch die Gestalt des valencianischen Märchens noch etwas von dem hindurch, was der Autor des „Conde Lucanor“, aus dem der Text B<sub>3b</sub> stammt, seinen Exempeln als Devise mitgegeben hat: „Und so wolle denn Gott, der vollkommen ist, und jedes gut gemeinte Unternehmen ergänzt, durch seine Gnade und Barmherzigkeit es also fügen, daß alle, die dieses Buch lesen, davon zu seinem Dienst sowie zum Heil ihrer Seelen und ihrem leiblichen Frommen Gebrauch machen, da Er wohl weiß, daß ich, Don Juan, es in dieser Absicht geschrieben.“ <sup>44)</sup>

Der folgende Text B<sub>4</sub>) ist 1965 von uns in Alcóy aufgenommen worden. Erzähler war ein etwa sechzigjähriger Händler namens José Ubieta. Es ist noch anzumerken, daß ein älterer Bruder des Erzählers Priester war und ebenfalls über einen größeren Schatz recht eigenwilliger Geschichten verfügte. Als Quelle ihrer Märchen wurde von beiden Brüdern ein Großonkel angegeben, der sich nach längerem Leben zur See in Alicante niedergelassen hatte.

#### B<sub>4</sub>) GESCHICHTE VOM JUNGEN PRIESTER

*Diese Geschichte — so seltsam sie klingt — hat uns unser Großonkel erzählt, was auch mein Bruder und meine Schwester bestätigen können. Ob es genau so war? Wer weiß es?*

*Nun, da lebte einmal im Nachbarort ein kluger junger Mann. Da er begabt war, hat der dortige Pfarrer den Vater gefragt: „Warum läßt du den Burschen nicht studieren? Der hätte das Zeug für einen Pfarrer oder meinetwegen auch für einen Notar.“*

Der Vater denkt hin und denkt her, schließlich läßt er den Burschen also studieren.

Und der — ich weiß nicht mehr, wie er geheißten hat — macht seine Sache gut. Er lernt fleißig und brav, und als er fertig ist, weiht man ihn zum Priester.

Nun ist der Bursche also Priester, und er kommt in ein kleines Städtchen als Kaplan zu einem alten Pfarrer. Und dort geht es sehr still zu, es gibt nicht viel zu tun, und der Pfarrer — weil er das so gewöhnt ist — macht fast alles allein. Es ist kein Wunder, daß er sich langweilt.

Eines Abends macht der Kaplan noch einen kleinen Rundgang durchs Dorf und vor den Ort hinaus, und da begegnet ihm ein Missionar.

Und der Pater sagt: „Mitbruder, du schaust so bekümmert und herabgestimmt aus. Was fehlt dir? Bist du nicht zufrieden als Priester?“

„Ja, Pater“, sagte der Kaplan, „Priester zu sein ist schön und gut. Aber schau: ich habe hier kaum etwas zu tun, und ich möchte richtig arbeiten und mich abmühen. Aber hier gibt es nichts, was eine Anstrengung ausmacht.“

„Nun“, sagt der Missionar, „da kann ich dir schon helfen. Komm doch mit mir übers Meer zu den Heiden! Da gibt es viel zu tun, und wir sind nur wenige Priester. Komm gleich mit, ich reise gleich ab ans Meer.“

„Ja“, sagt der Bursche, „ich möchte dich gern begleiten. Aber ich muß ja erst meinem Pfarrer Bescheid sagen“.

„Aber was“, sagt der alte Missionar, „dein Pfarrherr schläft schon. Was willst du ihn wecken? Ich schreibe ihm von der Hafenstadt aus einen Brief. Du wirst sehen. Hol nur schnell, was du brauchst! Ich warte hier auf dich!“

Gut, der Kaplan holt seine wenigen Sachen und kehrt zurück, wo der Pater wartet. Es gibt ein Lasttier, da gibt er seinen Sack dazu, und sie wandern in der Dämmerung ab.

Am nächsten Morgen kommen sie am Hafen an. Der Pater schreibt einen Brief an den Pfarrer, und er läßt den Burschen unterschreiben, und der bittet um Vergebung wegen des jähen Aufbruchs, aber es ist eben eine einmalige Gelegenheit, weil gerade ein Schiff absegelt.

Nun, man fährt übers Meer und kommt auf fernen Inseln an. Dort gibt es in der Tat viel Arbeit und viel Mühe dazu. Aber der Kaplan ist zufrieden. Er hat es so haben wollen. Er ist eifrig und bemüht, und er hat dort auch einen guten Erfolg, denn die Leute merken: „Das ist ein guter Kerl! Der kümmert sich auch um die Armen, um die Alten und um die Kranken“.

Und nicht nur die Leute auf der Insel sehen, was sie an ihm haben, auch der Bischof in der Stadt erfährt es, daß der junge Priester gut und fleißig und selbstlos ist.

So vergehen die Jahre, und als der Bischof alt geworden ist, stirbt er. Und das Kapitel wählt unsern Priester als Nachfolger, er ist ja nun auch schon ein reifer Mensch.

Und so, wie der Bursche als junger Pfarrer gewesen ist, so bleibt er auch als Bischof: einfach, schlicht, bescheiden und vor allem fleißig und mildtätig.

Es vergehen die Jahre, es vergehen die Jahrzehnte.

Der Bischof ist nun ein alter Mann geworden, ein Greis.

*Und da denkt er nun eines Tages an daheim, und ob da wohl noch jemand lebt von seinen Geschwistern und seinen Freunden. Ja, die hätte er gern noch einmal gesehen.*

*Und wie er so denkt, da kommt ein Brief von seinem Vorgesetzten, dem Erzbischof. Und der schreibt:*

*„Du bist nun schon einige Jahrzehnte auf der Insel tätig. Nie hast du einen Urlaub gehabt. Willst du nicht einmal für ein halbes Jahr in deine Heimat reisen? Wenn du willst, so sag es mir!“*

*Und so kommt es, daß der Bischof wirklich Urlaub nimmt. Und er wartet nur auf das nächste Schiff. und dann segelt er in seine alte Heimat.*

*Er kommt in der Hafenstadt an, besorgt sich eine Kutsche, mietet einen Fuhrmann und Pferde, und am Abend – es ist eine heiße Zeit – reisen sie ab.*

*Am nächsten Morgen erreichen sie das Dorf, wo der Bischof einmal Kaplan gewesen ist.*

*„Wer wird nun hier Pfarrer sein?“ fragt sich der Missionsbischof. Und er läßt vor dem Pfarrhaus halten. Das schaut noch genau so aus wie damals.*

*Der Pfarrer kommt, um zu schauen, wer da eingetroffen sei. Da sieht er ein altes Männlein, einen Missionsbischof aus der Kutsche steigen.*

*Er begrüßt ihn sehr herzlich und ehrfürchtig.*

*Aber der Bischof gibt sich sehr verwundert und sagt: „Lieber Mitbruder, du erinnerst mich ganz überraschend an meinen ehemaligen Pfarrer, als ich hier meine erste Stelle als Kaplan gehabt habe!“*

*„Ach was?“ sagt der Pfarrer, „das wird mein Onkel gewesen sein. Freilich sagen von dem die Leute, daß er mir ähnlich gesehen habe.“*

*Nun, er führt den Bischof ins Haus. Dann sagt er: „Ich will gleich noch meinen Kaplan rufen, einen begabten, aber etwas ungeduldigen jungen Mann.“*

*Er ruft, aber die Haushälterin sagt: „Der Kaplan ist gestern Abend fortgegangen, aber bis heute noch nicht zurück.“*

*Als der Bischof die Haushälterin sieht, fragt er: „Heißt Ihr nicht Anna?“ – „Ja, gewiß, Excellenz.“ antwortet sie, „Woher kennt Ihr mich?“*

*Der Bischof weiß nicht, was er sagen soll. Er fragt: „Habt Ihr eine Zeitung von heute im Hause?“ – „Ja, die gibt es.“*

*Man bringt ihm die Zeitung. Der Bischof liest sie und schüttelt den Kopf.*

*Dann sagt er zu dem Pfarrer: „Mitbruder komm, begleite mich in die Kirche! Ich habe dir eine lange Geschichte zu erzählen.“*

*Gut, so hat man sich die Geschichte erzählt. Und mich fragt man dann immer: „Und weiter?“ – „Was weiter? Nichts weiter.“*

*Wie das alles zugegangen ist: ich weiß es nicht.*

*Der Bischof ist noch ein paar Tage geblieben, und es kann keine Frage sein: er war der Kaplan.*

*Später ist er wieder abgereist und man hat nichts mehr von ihm gehört.*

*Das ist alles.“*

Diese Geschichte, in welcher der Held in einer Nacht Jahrzehnte durch-

lebt, ist gattungsmäßig schwer einzuordnen. Das Wunder der Zeit ist das Einzige, was einen märchenhaften Charakter trägt. Sonst scheint Anekdotisches zu dominieren.

An unsern Text B<sub>3</sub><sub>b</sub> gemahnt zumindest im Ansatz die geistliche Karriere des jungen Priesters, an die Fassung aus dem Novellino B<sub>3</sub><sub>a</sub> die Betonung des Alterungsprozesses, welchen der Held durchlaufen hat.

Das Jenseits ist nicht räumlich ausgeprägt, lediglich die Zeitdifferenz macht es erkennbar und scheidet es vom Diesseits. Auch dieser Zug ist mit den beiden Fassungen aus dem Novellino und von Juan Manuel gemeinsam.

Gegenüber dem altspanischen Text fehlt freilich die moralisierende Haltung und die antiklerikale Einstellung; der Schluß bleibt wie in der italienischen Novelle offen.

Die Funktion dieser Geschichte, welche der Sage nahesteht, liegt im Aufzeigen des Wunderbaren in der Lebenszeit des Menschen. Könnte man das Exempel Juan Manuels noch als einen Traum des betreffenden Dechanten interpretieren, so ist hier der junge Kaplan wirklich gewandelt und erhöht. Schicksalhafter hat ihn sozusagen hinweggerafft und zurückgebracht.

Einen Anschluß an sein früheres Leben kann er nicht mehr finden, die Bruchstelle läßt sich nicht überbrücken. Es gibt keinen harmonischen Ausklang, aber auch keinen tragischen Schluß.

Ohne diesen religiösen Zug jedoch in der Bemessung eines vollen Lebensabschnittes ähnlich, ist ein sagenhaftes Märchen aus Venezuela, das ziemlich eindeutig europäischer Provenienz ist.<sup>45)</sup>

Wiederum überrascht der Text zunächst durch die Aktualität, mit der die Geschichte so erzählt wird, als habe sie sich noch unlängst abgespielt. Die Situation von Bandenkämpfen lebt darin auf und leidvoll Gewohntes klingt damit an. „Zweierlei Leben“ hat der Erzähler selbst seinen Text betitelt.

Wie bereits in A<sub>1</sub> ist das Wasser die Grenzscheide zwischen Diesseits und Jenseits, doch tritt nicht das Meer als Bereich des Übergangs auf, sondern – wie auch in etlichen Parallel-Erzählungen übernimmt ein Fluß diese Funktion.

Wir kennen ja die polymorphe Erscheinung des Wassers, das auch als Brunnen – man denke nur an „Frau Holle“ – und Quelle begegnen kann, und häufig bereits mit seiner Benennung einen Grenzbereich andeutet.

Stärker als beim Wald und der Wüste wirken beim Wasser vermutlich Vorstellungen mit, um deren Deutung sich die Tiefenpsychologie bemüht hat. In Traum und Dichtung verstärkt sich die Faszination des Elementes Wasser.

„Unter dem Wasser  
wird weitergesprochen.  
Über den Locken des Wassers  
kreisen Vögel und Flammen.“<sup>46)</sup>

So lesen wir es bei Garcia Lorca, der in diesem wie in andern Gedichten Mythisches und Märchenhaftes wachruft.

Der folgende Text hält jedoch das Wunderbare nur latent fest, und man könnte mit wenigen Strichen aus dem Märchen eine historische Novelle machen.

### B<sub>5</sub>) ZWEIERLEI LEBEN

*Es lebte einmal ein Estanziro, der eine ansehnliche Familie besaß.*

*Eines Abends, als sie gerade beim Nachtmahl saßen, rief jemand vor der Türe.*

*– „Geh hinaus, schau doch einmal nach, was man will!“ sagte der Estanziro zu einem der Knechte.*

*„Herr, draußen ist ein Reiter, der Euch sprechen möchte.“ brachte der Knecht zur Antwort. Da stand der Herr auf und ging hinaus.*

*Wen sah er draußen? Im Dunkeln erkannte er einen großen Mann auf einem feurigen Pferd und mit silberbeschlagenem Zaumzeug.*

*Der Reiter grüßte den Estanziro und sagte: „Es treibt sich wieder eine Bande von Strauchdieben in der Gegend herum. Laßt alles einsperren! Oder noch besser: gebt mir einen tüchtigen Mann mit! Wir haben schon eine Gruppe von zuverlässigen Leuten gesammelt und wollen die Bande unschädlich machen.“*

*„Ich danke für die Warnung“, sagte der Estanziro, „und ich gebe Euch gern meinen Ältesten mit. Das ist der beste Reiter und Schütze. Wie lange wird er denn ausbleiben?“*

*„Herr, . . . ich denke, er wird schon morgen wieder heimkommen.“ antwortete der unbekannte Reiter.*

*„Gut, so braucht er ja keine großen Vorräte mitzunehmen.“*

*Der Herr ließ seinem ältesten Sohne ein Pferd satteln, Pedro nahm sein Gewehr, verabschiedete sich flüchtig von den Eltern und Geschwistern, schwang sich aufs Pferd und ritt mit dem Unbekannten davon.*

*Es war schon Mitternacht, als sie eine größere Gruppe von Reitern trafen und mit ihnen die Verfolgung der Bande aufnahmen. Der unbekannte Kavalier, der Pedro abgeholt hatte, erwies sich als ein kundiger Anführer, er ließ die Bande umstellen und überfallen. Die meisten der Räuber wurden erschossen oder gefangengenommen; nur einem gelang es, zu fliehen.*

*Pedro schwang sich auf sein Pferd und verfolgte ihn.*

*Er ritt und ritt, und es dämmerte schon der Morgen, aber Pedro hatte den Banditen noch immer nicht erreicht. Der durchfartete einen großen Fluß und war auf einmal verschwunden.*

*Pedro war – dem Räuber auf den Fersen – durch den Fluß gekommen, und nun sah er sich in einer Gegend, die er gar nicht kannte.*

*Er erblickte in der Ferne ein Haus und ritt darauf zu. Als er dort ankam, sah er, daß das Haus eine Herberge war, und da ihn der Nachtritt ermüdet hatte, beschloß er, sich dort auszuruhen.*

*Er rief den Wirt heraus und bat um ein Zimmer, das ihm auch bereitwillig zugewiesen wurde. Dann schlief er und als er aufwachte, war es schon wieder Abend.*

Er wollte den Wirt um den Heimweg fragen, aber er konnte sich nur schwer mit ihm verständigen, denn der sprach eine so seltsame Sprache, daß Pedro nur einzelne Brocken davon verstand. Er meinte jedoch, daß der Wirt ihm riete, in die Stadt zu reiten. Und so blieb er noch über Nacht, und am nächsten Tag ritt er in die Stadt, die nicht sehr weit entfernt lag.

In der Stadt fragte er verschiedene Leute nach dem Weg in seinen Heimatort, aber niemand kannte ihn.

Müde stieg er vom Pferd und wußte nicht, was er tun sollte, als ein Kavalier des Wegs kam. Pedro hatte zwar den unbekanntem Anführer im Dunkeln nicht recht erkannt, aber er erkannte das Pferd wieder.

„Ach, da seid Ihr ja!“ rief Pedro aus, „Ich habe mich bei der Verfolgung des Banditen verirrt und den Heimweg nicht mehr gefunden. Nun bin ich schon ganz verwirrt, denn niemand von den guten Leuten hier kennt meine Heimat.“ „Aber das macht doch nichts“, sagte der Unbekannte, „du bist nun einmal hier, und es wird mich freuen, wenn du als Gast in mein Haus kommst. Später werde ich dir dann den Heimweg zeigen lassen. Ich bin dir Dank schuldig für deine Hilfe, und es soll dir bei uns gut ergehen.“

Er nahm also den Pedro mit sich nach Hause, in einen prächtigen Palast mitten in der Stadt, mit vielen schönen und reichen Zimmern und Sälen.

Pedro fand Gefallen an dem Leben in der Stadt, und vor allem verliebte er sich in eine Tochter des unbekanntem Herrn, von dem er nun erfuhr, daß er ein reicher Graf war.

Aber nach einigen Tagen wollte Pedro nach Hause zurückkehren, doch der Graf sagte zu ihm: „Pedro, bleibe noch etwas bei uns. Dein Vater weiß, wann du zurückkommen wirst, und du sollst den Zeitpunkt auch genau einhalten und pünktlich daheim sein.“

Da ließ sich Pedro überreden, und er blieb in der Stadt.

Und es verging kaum ein Jahr, da heiratete er die Tochter des Grafen, und der ließ dem jungen Paar einen andern Palast bauen, der war nicht weniger prächtig als sein eigener.

Pedro, der nun ganz in jenem Lande heimisch geworden war, ging dort seinen Geschäften nach. Seine Frau gebar ihm Söhne und Töchter, und er lebte glücklich und zufrieden.

Nur von Zeit zu Zeit hatte er Sehnsucht nach seinen Eltern und Geschwistern, aber immer vertröstete ihn sein Schwiegervater: „Das hat doch Zeit. Du kommst früh genug nach Hause.“

So verstrichen die Jahre, und Pedro war bereits Großvater geworden, als er seine Sehnsucht nach daheim nicht mehr bezähmen konnte, und eines Abends sagte er zu seinem Schwiegervater, der nun schon ein gebrechlicher Greis war: „Vater, morgen will ich aufbrechen und meine Familie besuchen.“

„Willst du wirklich?“

„Ja. Ich fürchte zwar, meine Eltern werden längst im Grabe liegen, aber meine Brüder und Schwestern sollten doch noch am Leben sein, denn ich bin ja der Älteste.“

„Nun gut, so werde ich dir morgen jemand mitgeben, der dir den Weg zeigt.“ sagte der alte Graf.

Am nächsten Tag ließ Pedro ein Packpferd mit Geschenken für seine Geschwister beladen und verabschiedete sich von seiner Frau und seinen Söhnen und Enkeln. Der Diener des Grafen ritt ihm voraus und brachte ihn so zu jenem Fluß, durch den er damals auf der Verfolgung des Banditen geritten war.

„Ich werde hier umkehren“, sagte der Diener, „denn drüben werdet ihr den Weg wieder ohne Mühe selber finden.“

Und so war es. Kaum war Pedro auf der andern Seite des Flusses, da kam ihm alles wieder bekannt vor.

Er ritt den ganzen Tag und kam am Abend zum Hause seines Vaters.

„He, holla“, rief er, „wer ist jetzt der Herr dieses Hauses?“

Da kam sein Vater heraus und fragte: „Fremder, was wollt Ihr?“

„Ach, Vater“, sagte Pedro, „erkennst du mich nicht? Du hast dich aber gar nicht verändert.“

„Was schwatzt Ihr da, Alter?“ sagte der Estanziario, „ich habe Euch nie im Leben gesehen!“

„Aber Vater, ich bin doch dein Sohn Pedro.“

Unterdessen war auch die Mutter mit einigen Geschwistern Pedros herausgekommen.

Der Estanziario aber sagte: „Nun glaube ich, Ihr seid verrückt, Alter! Ihr mit dem weißen Bart wollt mein Sohn sein? Mein Pedro ritt gestern abend weg, um Banditen zu vertreiben und wenn Ihr etwas wartet, könnt Ihr ihn bald selber sehen, denn er muß heute abend wieder heimkommen.“

Da stieg Pedro vom Pferd, er war ganz verwirrt und sagte: „Was? Gestern soll Euer Sohn fortgeritten sein?“

„Aber ja, zum Teufel, seid Ihr so schwer von Begriff?“

Der Estanziario dachte, der Alte hätte unter der großen Hitze gelitten, und er ließ ihn ins Haus führen, wo Pedro sich gleich auf seinen Platz setzte, der auch sonst immer sein Stammsitz war.

Er sah sich im Kreise um und sagte: „Das ist Juan, das dort Carlos, das ist Dolores, das ist Dorothea, das ist Mariana.“

„Herr“, sagte der Estanziario und betrachtete den vornehm gekleideten Alten, „woher kennt Ihr alle Namen meiner Kinder?“

Pedro aber fuhr fort, alle Dinge aufzuzählen, die im Hause waren und die ein Fremder nicht wissen konnte. Und er überzeugte so nach und nach seine Eltern und Geschwister, daß er Pedro war, der am Abend vorher fortgeritten war.

Und er erzählte ihnen, wie er über den Fluß geritten und in die Stadt gekommen sei, wie er beim Grafen Aufnahme gefunden und dessen Tochter geheiratet habe. Er erzählte von seinen Söhnen und Töchtern, von seinen Enkelkindern.

Man hat von dieser Geschichte lang gesprochen. Es ist aber schon einige Zeit her.

Das ist alles.

In diesen „Zweierlei Leben“ gibt es allerdings – sieht man vom divergierenden Zeitablauf ab – keinen Unterschied in der Existenzform. Der Held der Geschichte führt ein relativ normales Dasein, wie es auch für den Geistlichen in B<sub>4</sub>) gelten darf.

Mitunter stoßen wir jedoch auf Texte, in welchen der Kontrast besonders augenscheinlich wird und etwas Erschreckendes zeigt. Solche Erzählungen sind vor allem in Südosteuropa beliebt, wo wir ihnen in verschiedenen Varianten begegnen. Häufig wird von einem Grundmotiv ausgegangen, das mit dem Erzsünder zusammenhängt.

Diese Stoffgruppe steht zwischen Legende, Sage und Märchen; je nach der Erzählsituation und ihrer Funktion akzentuiert sie die Gattung betonende Eigenheiten.

„Der Mann, der 99 Popen tötete“ steht bei Ovidiu Bîrlea in einer relativ neuen Aufnahme<sup>47)</sup> zur Verfügung. Der Text bietet einen besonders interessanten Aspekt, da er sozusagen zweierlei Jenseitszeit erkenntlich macht, die am Menschen noch schneller abläuft als am Tier.

Der legendäre Charakter wird durch die Kirche unterstrichen, in der sich das Wunderbare vollzieht. Der geweihte kirchliche Raum gilt im Bereich des byzantinischen Christentums oft als „Einbruch des Jenseits ins Diesseits“, eine Bedeutung, die durch die Funktion der Ikonen noch unterstrichen wird.

Im Gegensatz zu unseren Märchen, in denen so gut wie nie von Kirchen die Rede ist, spielen sie in Osteuropa eine wesentlich größere Rolle, doch bleibt der Kirchenraum in der Regel dem Diesseits zugerechnet.

In bulgarischen, mazedonischen und aromunischen Varianten unseres Stoffes jedoch ist die Kirche – oder auch eine Einsiedelei – deutlich der jenseitigen Welt zuzurechnen.

### *B<sub>6</sub>) DER MANN, DER 99 POPEN TÖTETE*

*Es war einmal ein Mädchen in heiratsfähigem Alter, und es geschah, daß es einen Fehltritt beging. Und so kam sie in andere Umstände und gebar ein Kind, einen Knaben. Sie ließ ihn taufen, und dann – den Taufschein steckte sie in die Windeln – setzte sie ihn auf einem Bach aus.*

*Nachdem sie es dem Wasser überlassen hatte, blieb das Holzschaff, in dem das Kind war, endlich an einer Mühle stehen.*

*Da kommt zufällig der Müller, um die Mühle anzulassen. Er hatte keine Kinder. Er nimmt das Kind – ohne seine Mühle anzulassen – und geht zu seiner Frau und sagt: „He, Frau! Ich habe ein Kind bei der Mühle gefunden. Laß es uns aufziehen, denn wir haben ja keine eigenen Kinder!“ – „Gut, Mann. Laß es uns aufziehen!“*

*Das Kind wuchs heran, es wurde achtzehn Jahre alt; damals hatte der Müller viel Korn und Mais in der Mühle. Und so schickt er den Burschen aus, und der zieht von Dorf zu Dorf, bis er eines Abends in die Ortschaft kam, wo seine Mutter lebte.*

Seine Mutter – eine lebenslustige junge Frau – ließ sich mit ihm ein. Und nachher fragte sie ihn: „Woher bist du?“ – „Ich weiß selber nicht, woher ich stamme. Mich hat ein Müller in einem Holzschaff gefunden.“ – „Wehe mir! Himmlische Mutter!“ sagt sie, „Du bist mein Sohn!“

Daraufhin wurde der Bursche böse und zog von dannen. Hinter ihm aber lief ein Lämmchen her, das er von seinem Ziehvater bekommen hatte und das ihm wie ein treues Hündchen überallhin folgte.

Er ging zu einem Popen: „Hochwürden, könnt Ihr mich von dieser Sünde lossprechen? Seht: ich habe mit meiner Mutter gesündigt.“ – „Ich kann nicht, mein Gott!“

Da schnitt er dem Popen den Hals durch.

Er zog weiter und weiter und tötete wegen der Sünde, die er mit seiner Mutter begangen hatte, nach und nach 99 Popen. Und diese Sünden belasteten ihn sehr, so sehr, daß er auch noch zu einem hundertsten Popen ging.

Und er sagte auch zu diesem: „Siehe: ich habe neunundneunzig Popen getötet, ich habe mit meiner Mutter gesündigt, und ich habe nicht gewußt, daß es meine Mutter war.“

Der Pope sprach darauf: „Ich werde dich von deinen Sünden lossprechen.“

Sie gingen zusammen in die Kirche, und als sie diese betreten hatten, sprach der Pfarrer: „Knie dich hin!“

Er kniete sich hin und das Lamm stand hinter ihm. Da sagte der Pope: „Ach, ich habe mein Buch zu Hause vergessen. Ich gehe, um es zu holen.“

Und er ging aus der Kirche hinaus, schloß sie ab, und als er an einem tiefen Wasser vorbeiging, und sah, daß dort Fische waren, warf er den Schlüssel hinein. Und er sprach bei sich: „Wenn der Schlüssel gefunden werden wird, dann soll auch der Bursche von seinen Sünden losgesprochen werden!“

Gesagt, getan. Und er erzählte nicht einmal seiner Frau davon und betrat die Kirche nicht mehr, sondern hielt den Gottesdienst in einer andern Kirche.

Und so verging einige Zeit, wer weiß wieviel. Da kauft der Pope eines Tages auf dem Markt einen Fisch, einen frischen etwa vierpfündigen Karpfen, und er sagt zu seiner Frau: „Koche diesen Fisch, bis ich zurückkomme!“ – „Gut, Pfarrer, wird gemacht.“

Die Pfarrersfrau läßt die Magd den Fisch zubereiten. Die nimmt den Fisch aus, und wie sie ihn mit dem Messer aufschneidet findet sie darin einen Schlüssel. Sie ruft darauf: „Frau Pfarrer, ich habe einen Schlüssel im Fische gefunden.“ – „Nun, lege ihn dort aufs Fensterbrett, damit wir ihn dem Pfarrer zeigen, wenn er kommt!“

Als der Pfarrer kommt, sagt sie: „In dem Fisch, den du gestern gekauft hast, hat die Magd einen Schlüssel gefunden.“ – „Wo ist er?“ – „Dort auf dem Fensterbrett.“

Der Pfarrer blieb nicht einmal zum Essen, sondern er ging sogleich zu jener Kirche und schloß sie mit dem Schlüssel aus dem Fisch auf und trat ein. Der Bursche lebte noch. Der Schnurrbart war ihm bis zum Boden gewachsen und das Haar so lang, daß es ihm über die Knie reichte. Und hinter ihm stand das angewachsene Schaf – wiederkäuend.

„Nun, Hochwürden, wie lange seid Ihr ausgeblieben?“ – „Ich blieb weg, so lange ich eben ausgeblieben bin, denn ich wußte nicht, wohin das Kind das Buch gelegt hatte.“

Und er begann zu beten und zu beten, und als er endlich fertig war, sprach er: „Deine Sünden mögen dir vergeben sein!“

Aber da blieb von dem Burschen nur ein Häufel Staub mit vermoderten Knochen.

Und als der Pope aus der Kirche hinausging, folgte ihm nur das Schaf.

Und jener war von seinen Sünden erlöst.

Das ist alles, Herr!<sup>48)</sup>

Max Lüthi ist der Ansicht: „Wenn die Waliser Sage den Prior, der, ohne es zu merken, 308 Jahre geschlafen hat, in dem Augenblick, da er es erfährt, in sich zusammenfallen läßt, so ist es, als ob er mit einem Ruck sich der verflossenen Zeit bewußt werde und ihren Ablauf nachvollziehe.“<sup>49)</sup> Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob diese Deutung das Richtige trifft. In unserm vorliegenden Text B<sub>6</sub>) darf als Ausdruck für die verströmte Zeit die sehr bildkräftige Formulierung „Der Schnurrbart war ihm bis zum Boden gewachsen und das Haar so lang, daß es ihm über die Knie reichte.“ gelten. Wenn es dann dennoch heißt: „... Aber da blieb von dem Burschen nur ein Häuflein Staub mit vermoderten Knochen.“, so bedeutet dieser Zeitsprung kein „Ablauf nachvollziehen“, vielmehr ist es die Wirkung der Absolution, durch welche der Bursche vom Irdischen entbunden und für das Himmlische frei wird.

Lüthi meint auch: „Das Märchen überwindet die Zeit, indem es sie ignoriert.“<sup>50)</sup> Ignoriert das Märchen die Zeit in der Tat? Dann wäre also jede Volkserzählung, in der die Zeit eine Rolle spielt, kein Märchen?

Hier zeigt sich eine Problematik hinsichtlich der Gattungszugehörigkeit, die gar nicht so selten ist, wie man oft annimmt. Mischtypen sind umso häufiger zu treffen, je spontaner erzählt wird und je lebendiger die mündliche Überlieferung noch ist.

Leider benutzt Lüthi für seine Beweisführung – „Im Märchen steht Dornröschen lächelnd von ihrem Lager auf und ist so jung und so schön und so lebensfroh wie 100 Jahre zuvor.“<sup>51)</sup> – Texte von Spätstufen des Märchens, die absolut nichts mehr vom Grundgehalt des Sinnzusammenhanges bieten. Im Vergleich zur Fassung des Dornröschens bei Perrault und Grimm gibt selbst die barocke Version von Basile noch wesentlich nativere Substanz.

Man wird überhaupt fragen müssen, wie es mit der These, „Schließlich fehlt in der flächenhaften Welt des Märchens auch die Dimension der Zeit.“<sup>52)</sup> steht. Auf keinen Fall läßt sich die Behauptung „Wohl gibt es junge und alte Menschen: Prinzen und Könige, Töchter und Mütter, jüngere und ältere Brüder und Schwestern, desgleichen junge und alte Zwerge, Hexen und Jenseitstiere. Aber *alternde* Menschen gibt es keine, ebensowenig alternde Jenseitige“<sup>53)</sup> halten.

Wir haben besonders deutlich in den Texten B<sub>2a</sub>), B<sub>4</sub>) und B<sub>5</sub>) gesehen, daß jemand im Verlauf einer Erzählung altern kann, und dieser Alterungsvorgang bildet sogar einen besonderen Zug mit Motivwirkung.

„Altern“ oder „reifen“ ist nicht immer exakt zu separieren, wie uns die späteren Beispiele noch aufzeigen werden.

Freilich muß man Lüthi darin zustimmen, daß „Jenseitige“ nicht altern. Aber ist das nicht gerade ein Charakteristikum für ein „jenseits der Zeit“? Der Jenseitige stammt aus der Zeitlosigkeit, aus der Ewigkeit; ihm kann der Zahn der Zeit nichts anhaben. Am Irdischen jedoch wird sozusagen der Gang einer kosmischen Uhr ablesbar, ob er nun alt wird wie der junge Priester und der Sohn des Estanzieros oder reif – wie es auch für das „ausgewachsene Schaf“ gelten darf – und das im engeren Sinne des Wortes, geschlechtsreif und heiratsfähig. Dafür gibt es Textbelege, wenn sie auch nicht allzu häufig begegnen.

Zunächst hierzu eine Entwicklung eines männlichen Kindes im Jenseits.

### B<sub>7</sub>) DAS KIND IM BRUNNEN

*Einmal hat in einem fernen Reich im Osten ein König gelebt, der war sehr lebenslustig gewesen. Er hatte sich eine Frau genommen, und mit der hat er eine Reihe Kinder gezeugt, und dann ist die Frau gestorben. Später hat er sich wieder eine junge Frau gesucht, und auch von ihr hat er mehrere Söhne und Töchter gehabt. Und endlich ist auch die zweite Frau gestorben.*

*Der König ist nun bereits im fortgeschrittenen Alter gewesen, aber er war immer noch hinter den Frauen her. Und einmal hat er in einem Garten ein schönes junges Mädchen gesehen. Das Mädchen war ein armes Waisenkind und hat als Magd gearbeitet, aber dem König ist das gleichgültig gewesen, denn reich ist er selber.*

*Und so hat er dieses Mädchen zur Frau genommen.*

*Und obwohl der König schon einen weißen Bart hat, er bringt es fertig und schwängert auch noch seine dritte Frau.*

*Aber nun sind seine Tage gezählt gewesen, und kurz nach der Geburt seines jüngsten Sohnes hat ihn der Tod eingeholt.*

*Die letzte Königin hat nicht weit vom Palast in einem kleinen Häuschen mit einem Garten gewohnt.*

*Nachdem die Trauerfeier und die Beerdigung des Königs vorbei gewesen ist, hat die junge Frau ihre Dienerin in den Palast geschickt und ihr gesagt: „Horche einmal herum, was mein Schwager, der neue König, vorhat!“*

*Und ihre Dienerin hat es geschickt angestellt, sie hat einem von des jungen Königs Freunden, mit dem sie einmal ein Verhältnis hatte, Geld gegeben.*

*Und von diesem jungen Ritter hat sie nun erfahren, daß der König seine Brüder töten oder blenden lassen will.*

*Sie läuft auf dem kürzesten Weg zurück zu ihrer Herrin und sagt: „Der König will alle seine Brüder ermorden oder blenden lassen. Vielleicht sind bereits Boten unterwegs.“*

*Da sagt die Königin: „Nimm den kleinen Burschen und verstecke ihn im Brunnen.“*

*Die Dienerin macht das.*

*Kaum hat sie das Kind im Brunnen versteckt, kommen schon die Leute, die der König ausgesandt hat.*

*„Wo ist der junge Prinz? Gebt ihn heraus!“ - „Er ist nicht hier. Jemand aus der Familie seiner Mutter ist mit ihm geflohen.“*

*Man meldet das dem König, und der läßt die Mutter bewachen.*

*Weder die Mutter noch die Dienerin können heimlich zum Brunnen gehen, um das Kind zu stillen. Die Mutter ist vor Verzweiflung außer sich.*

*Aber in der Nacht hat sie einen Traum. Sie sieht einen Engel, und der sagt: „Du brauchst keine Angst um deinen Sohn zu haben. Meine Brüder und Schwestern sorgen für ihn. Sie bringen ihm zu essen und zu trinken, und sie werden auch für die Wäsche sorgen.“*

*Da ist die Frau beruhigt.*

*So vergehen einige Tage.*

*Endlich sagt der Hauptmann der Wache: „Nein, hier gibt es kein Kind, das muß man weggebracht haben.“*

*Und er meldet es dem König, und der König ruft die Wache zurück in den Palast. Aber alle Brüder, die er hat erwischen können, läßt er umbringen oder blenden.*

*Sobald die Soldaten weg sind, wollen die beiden Frauen das Kind aus dem Brunnen holen. Man steigt hinunter.*

*Aber was ist das?! Da sitzt kein Kind sondern ein junger Bursche, so vielleicht von siebzehn oder achtzehn Jahren!*

*Die Mutter kann es nicht glauben. Sie schaut sich erst um, dann sagt sie: „Bist du mein Sohn?“ - „Ja, Mutter, ich bin es.“ - „Gott, wie ist das möglich? Du bist es und bist es nicht. So groß und kräftig...“ - „Es ist so, Mutter, wie es ist.“*

*Was tut die Königin? Sie sagt, ihr Bruder sei gekommen sie zu besuchen.*

*Aber man hat sehr schnell beobachtet: der Bursche sieht so aus, wie der König, der verstorbene, einmal ausgesehen hat, als er noch jung gewesen ist.*

*Nun, ... es hat sich so ergeben, daß das Volk in jenem Land mit dem neuen König sehr unzufrieden gewesen ist. Daß er seine Brüder umgebracht oder geblendet hat, das hat die Leute aufgebracht. Und auch viele vornehme Leute sind gegen den König gewesen. Und es hat sich herumgesprochen, daß da ein Stiefbruder des Königs noch am Leben ist und auch im Besitz seiner Augen.*

*Es hat einen Aufstand gegeben, man hat den Palast gestürmt und den mörderischen König getötet.*

*Und dann hat man den jüngsten aus dem königlichen Geschlecht zum König ausgerufen.*

*Er hat seine Mutter, die wie eine Schwester ausgesehen hat, mit in den Palast genommen. Bald hat er sich auch eine Frau genommen, eine gute, und mit ihr zusammen lange geherrscht.*

*Viel ist seitdem passiert, und jetzt mögen schon die Enkel jenes Königs Herrscher sein*

Erzählt wurde uns diese Geschichte von einem siebzehnjährigen Armeier, der - in Istanbul geboren - in Paris aufgewachsen ist. Er selbst weiß sie von seinem Onkel, von dem er eine Reihe von Erzählungen stenographisch festgehalten hat, die im Original noch in armenischer Sprache erzählt worden sind, während er sie mir in französischer Sprache wiedergegeben hat.

Die Geschichte führt in orientalische Verhältnisse mit einem deutlichen Kontrast von brutalen Thronstreitigkeiten und Brudermord und von legendären Zügen auf christlicher Basis. Entfernt klingt auch das Wunder des hl. Clemens an, der als Kind wunderbar gerettet wird.

Die zeitliche Relation beträgt hier einige Tage zu siebzehn oder achtzehn Jahren; der jenseitige Ort wird in dem Brunnen lokalisiert und die Engel akzentuieren seinen Ausnahmezustand.

Es geht offensichtlich nicht darum, lediglich die Zeit zu raffen, sondern das Nebeneinander der beiden Zeitebenen zu demonstrieren, sodaß Mutter und Sohn wie Schwester und Bruder wirken können.

Sehr im Unterschied zu unserem Text A<sub>1</sub>), der ebenfalls eine Flucht vor Verfolgern - und sogar vor einem bösen Bruder! - darstellt, wird die Zeitrelevante umgedreht.

Man kann hier wirklich nicht von einer „Bedeutungslosigkeit des Zeitablaufes“<sup>54)</sup> sprechen, sondern erst die temporären Verhältnisse erzwingen den entscheidenden Vorgang der Handlung.

Bleibt in der obigen Erzählung der Aufenthalt im Jenseits auf eine kurze Episode beschränkt, die keinerlei Details enthält, so geht unser folgendes sardisches Märchen stärker in die Einzelheiten.<sup>55)</sup>

Es stellt übrigens keine singuläre Erscheinung dar; Varianten sind auch aus anderen Landschaften belegbar. Auf der Insel Sardinien sind uns noch zwei ähnliche Fassungen erzählt worden.

### *B<sub>8</sub>) ANNIKA*

*Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die waren sehr arm. So arm waren sie, daß sie oft Brot aus Eichelmehl essen mußten.*

*Nun, wie es so geht, bekamen sie ein Kindchen, das wollten sie Annika nennen; . . .*

*Aber sie fanden keine Patin dafür, denn weil sie so arm waren, wollte niemand die Patin machen.*

*Da sagte die Frau: „Geh“, sagte sie zu ihrem Mann, „geh zu meiner Schwester nach Teti, und sage ihr, sie möge kommen und die Patin machen!“*

*Also, geht der Mann hin, aber wie er nach Teti kommt, sagt man ihm, daß seine Schwägerin gestorben sei.*

*Der Mann hat bei sich gedacht: „Was soll ich tun? Wenn ich ohne meine Schwägerin heimkomme, kann das Kind nicht getauft werden.“*

*Und so ist er auf den Friedhof gegangen, dorthin, wo das Grab war. Und da hat die Schwester (aus dem Grabe) gesagt: „Geh in den Wald und rufe dreimal ‚Fee Diana!‘, dann wird sie kommen und dir helfen.“*

*Da hat sich der Mann auf den Heimweg gemacht, und unterwegs ist er in den Wald hineingegangen und hat gerufen: „Fee Diana, Fee Diana, Fee Diana!“*

*Und auf einmal kommt die Fee Diana und sagt: „Eh, was willst du?“ - „Ich komme“, sagte der Mann, „weil wir nicht wissen, was wir machen sollen, um das Mädchen zu taufen, denn wir haben keine Patin.“ - „Es ist gut“, sagt die Fee Diana, „ich werde morgen kommen.“*

*Am anderen Tag kommt die Fee, trägt das Mädchen in die Kirche, und als der Pfarrer fragt: „Wie heißt das Kind?“ - sagt sie „Annika.“*

*Und so wurde Annika getauft. Und die Fee trägt das Mädchen wieder heim, gibt dem Mann auch noch Geld für das Mahl, und dann sagt sie: „Wenn Annika sieben Jahre alt sein wird, dann soll sie in den Wald gehen und mich rufen.“*

*Als Annika sieben Jahre alt geworden war, sagt die Mutter zu ihr: „Annika“, sagt sie, „du sollst einmal deine Patin besuchen! Geh in den Wald hinaus und schrei: „Fee Diana!“, dann wird sie kommen. Du aber mach alles, was sie dir sagt!“*

*Annika geht in den Wald und ruft: „Fee Diana!“*

*Und da steht eine schöne junge Dame da und sagt: „Willkommen, Annika! Willst du meine Dienerin sein?“ - „Ja, Frau“, sagt Annika.*

*Nun nimmt die Fee Annika bei der Hand und geht mit ihr weit in den Wald hinein, und in einem Felsen da ist ihr Palast.*

*Und Annika ist ein fleißiges Mädchen. Sie arbeitet den ganzen Tag, kocht und putzt, und die Fee ist sehr zufrieden mit ihr.*

*So vergingen sieben Jahre. Und da sagt Annika: „Frau Patin!“ - „Was gibt es, Annika?“ - „Ich möchte gern einmal zu meinen Eltern gehen, denn ich bin nun schon seit sieben Jahren hier. Und seit sieben Jahren habe ich keine Nachricht von ihnen. Vielleicht sind sie krank?“*

*„Nein“, sagt die Fee Diana, „du brauchst keine Angst zu haben. Wenn deine Eltern krank wären, so wüßte ich es, und dann schickte ich dich gleich heim, das kannst du mir glauben. Bleibe noch ein wenig bei mir und diene mir so fleißig wie bisher!“*

*Und so bleibt Annika noch einmal sieben Jahre.*

*Ein großes und schönes Mädchen ist Annika geworden. Ihr braucht es ja nur nachzurechnen: Sieben Jahre war sie alt, sieben Jahre und nochmals sieben Jahre hat sie gedient. Wie alt war sie nun? - ... - Richtig! Einundzwanzig Jahre.*

*Also ..., da kommt die Fee Diana einmal zu ihr und sagt: „Annika“, sagt sie, „ich bin mit dir sehr zufrieden. Du kannst jetzt nach Hause gehen, und hier hast du ein Eselchen, und in dem Körbchen findest du alles, was du zum Heiraten brauchst.“*

*Und da steht der Esel mit zwei Körben auf dem Rücken.*

*Annika sagt: „Vielen, vielen Dank!“ und „Gott möge es Euch vergelten!“*

*Dann nimmt sie den Esel bei den Zügeln und geht.*

*Und unterm Gehen denkt sie: „Sieben Jahre und sieben Jahre war ich fort.*

*Da werden meine Eltern inzwischen ja alt geworden sein.“*

*Und als sie nach einer Weile ins Dorf kommt, da erkennt keiner das hübsche junge Mädchen. Und die Burschen schauen ihr nach und sagen:*

*„Wie kommt dieses hübsche Mädchen in unser Dorf? Wo kommt es her?“*

*Und da ist Annika schon daheim, aber ihr Vater und ihre Mutter erkennen sie nicht mehr.*

*„Vater“, sagt sie, „Mutter! Kennt ihr mich nicht mehr?“*

*„Nein“, sagt der Vater, „schöne Dame, Ihr müßt Euch irren! So alt sind wir doch gar nicht, daß wir schon eine so große Tochter haben könnten!“*

*„Aber habt Ihr denn nicht ein Töchterchen mit Namen Annika gehabt?“*

*„Freilich“, sagt der Vater, „haben wir ein Töchterchen dieses Namens. Es ist erst eine Stunde her oder zwei, daß Annika in den Wald gegangen ist.“*

*„Aber ich bin ja doch eure Tochter Annika!“*

*„Das kann ja unmöglich sein, denn unser Töchterchen Annika ist ja erst sieben Jahre alt.“*

*„Und doch“, sagt sie, „bin ich deine Tochter. Mama, erkennst du mich auch nicht mehr?“*

*„Wenn Ihr unsere Tochter sein wollt“, sagt die Frau, „müßtet Ihr ein Mal zwischen den Schultern haben.“*

*Und als ihnen Annika das Mal zeigt, da haben sie es geglaubt. Und während Annika vierzehn Jahre der Fee Diana gedient hat, waren nur zwei oder drei Stunden vergangen.*

*Und nun war Annika reich, denn in den Körben waren nicht nur Kleider und Schmuck, sondern auch viel Geld. So hatten die beiden Eltern keine Sorgen mehr, und Annika konnte den hübschesten Burschen des Dorfes heiraten.*

Man könnte sagen: Die Heldin reift im Jenseits und am Jenseits. Der Sprung, den sie in ihrer Entwicklung macht, scheint aus der Erfahrung weniger Stunden zu resultieren. Ein geringer Abschnitt in einer völlig anderen Umwelt erschließt dem Mädchen den Reifungsprozeß.

Das alles sind jedoch sekundäre Deutungen und Andeutungen. Vordergründig tritt ganz klar zu Tage: Im Jenseits verläuft in diesem Märchentypus die Zeit erheblich schneller als im Diesseits. Und das ahnungslose Überschreiten der Grenzen führt nicht in ein äußerlich verschiedenes Land sondern in einen Raum mit abweichenden Zeitgesetzen.

Auch ein portugiesisches Märchen bringt diese Diskrepanz des Zeitablaufes — freilich nicht als einfaches Spiel sondern in der Funktion einer latenten Botschaft. <sup>56)</sup>

Ein Narr, den seine Mutter mehrfach vergeblich versucht loszuwerden, wird in den Bereich eines Dämons gesandt. Ähnlich wie Annika dient er treuherzig und anhänglich, furchtlos und gehorsam diesem Dämon drei

mal drei Jahre. Reich beschenkt kehrt er nach diesen neun Jahren als ein Kluger in seine Heimat zurück, um dort festzustellen, daß nur neun Tage vergangen sind.

Die Heilung, die jemand im Jenseits findet, scheint subjektiv Jahre zu dauern; in Wirklichkeit vergehen jedoch objektiv nur Tage oder höchstens Wochen.

Unsere Motivik umschließt eine sehr bemerkenswerte Typologie. Sie zeigt die Vielschichtigkeit von Vorstellungen und ihren Darstellungen im Erzählerischen, wie sie besonders in den Rückzugsbereichen der Volkserzählung noch auftritt.

Wieweit ein solcher Eingriff in den Zeitstrom auch mit archaischen Ritualen und Zauberpraktiken zusammenhängt, wäre erst noch zu untersuchen. Zweifellos ist der Zusammenhang bei derartigen Stoffen mit religiösen Übungen nicht unwahrscheinlich. Klara Rumbucher teilt zu dem von ihr aufgezeichneten Märchen vom im Jenseits klug gewordenen Narren mit: „Ich habe den Erzähler gefragt, ob er es für möglich hielte, daß im Jenseits die Zeit anders verlief als in unserer Welt. Er sagte: ‚Sicher verläuft sie dort anders. Ich kenne einen Mann, der hat sich in einem unterirdischen Gang verlaufen und ist zu den Leuten gekommen, die dort leben. Er ist dort einige Jahre geblieben. Eines Morgens aber ist er am Zugang zu jenem unterirdischen Gang wieder aufgewacht. Die Leute hatten ihn dorthin zurückgetragen. Und als er heimgekommen ist, hat er gemerkt, daß er nur eine Nacht weg gewesen war. - Ich habe zu ihm gesagt, er habe wohl alles nur geträumt. Nein, meinte er, denn er habe zwei Beweise: einen dafür, daß er in jener Welt gewesen sein müsse, denn er hätte in seiner Tasche eine kleine Tierfigur aus purem Gold vorgefunden, und einen Beweis, daß er länger - er wußte nicht, wie lange — ausgewesen sein müsse, denn es sei ihm ein Zahn ausgefallen gewesen.‘ - Der Mann, ein Winzer, wirkte völlig überzeugt von der Geschichte seines Bekannten; dagegen meinte er, seine Erzählung gehöre zu jenen Begebenheiten, die sich irgendwie so ähnlich abspielen könnten, aber nicht haargenau so verlaufen müßten.“<sup>57)</sup>

Solche Handlungsabläufe gemahnen sehr stark an Mythen, obwohl sie in Sprache und Stil völlig den Eigenheiten der Oraltradition angepaßt sind. Sie führen in einen Bereich, von dem Eugene Simion sagt: „Eine sakrale Geographie, deren Bewohner nicht im geringsten mit dem Gefühl des Heiligen leben. Sie leben ahnungslos in einem fortgesetzten zeitlichen Paradoxon, ohne es zu wissen, ...“<sup>58)</sup> In der phantastischen Literatur, wie in diesem Fall bei Mircea Eliade, treten daneben andere innere Gesetzmäßigkeiten auf, während in der Volkserzählung die Figuren, Requisiten und Szenarien den sonst üblichen entsprechen.

Zu den seltsamen Texten mit der Zeitrelation, wie wir sie in unserem Typus B vorgefunden haben, gehört endlich eine merkwürdige Geschichte der Guaraní aus Paraguay, mit der die Serie unserer Beispiele abgeschlossen werden soll.

## B9) DIE BEIDEN LIEBENDEN IM LAND, WO ES NACHT IST

Ein Mann hatte zwei Töchter. Er hat sie für sich arbeiten lassen. Lange Zeit hat er sie für sich arbeiten lassen.

Einmal denkt er: „Ich werde meine Töchter verkaufen. So werde ich etwas bekommen. Und später werden meine Schwiegersöhne für mich arbeiten müssen.“

Er will sie also verkaufen.

Aber die eine Tochter hat einen Freund, mit dem sie sich (heimlich) trifft. Sie sagt zu ihrem Freund: „Mein Vater will mich verkaufen. Wozu soll er mich verkaufen, wenn ich dich liebe? Aber was sollen wir tun?“

Der Bursche sagt: „Ich kann dich nicht kaufen. Ich besitze nichts. Wir werden fliehen.“

„Gut, so fliehen wir.“

In der Nacht kommt der Bursche zu der Hütte. Der Vater schläft und auch die Schwester schläft. Das Mädchen aber ist wach.

Die beiden fliehen.

Am nächsten Tag sieht der Vater: Eine Tochter ist fortgelaufen.

Was tut er?

Zunächst verkauft er die andere Tochter. Dann macht er sich auf die Verfolgung seiner ersten Tochter. Aber er kann sie nicht einholen.

Er schickt einen Fuchs aus: „Du da, schau einmal, wo meine Tochter und ihr Freund sind!“

Der Fuchs sucht.

Nach einem halben Tag kommt der Fuchs zurück: „Ich kann sie nicht finden.“

Der Mann sagt: „Such' nochmals und frage alle Tiere!“ - „Ich werde fragen.“

Der Fuchs sucht noch einen halben Tag und fragt viele Tiere.

Eine Bremse sagt: „Ein Mädchen und ein Bursche? Ich habe sie gesehen.“

- „Und wo sind sie hingelaufen.“ - „Ins Land, wo es immer Nacht ist.“

Der Fuchs läuft zum Mann: „Die beiden Menschen sind ins Land geflüchtet, wo es immer Nacht ist.“

Der Mann sagt: „Dann kann man nichts machen. Da sind sie verloren.“

Der Bursche und das Mädchen sind im Land, wo es immer Nacht ist. Die Leute dort sind freundlich. Es geht ihnen gut. Sie leben dort viele Jahre.

Eines Tages sagt das Mädchen zu seinem Mann: „Ich möchte wieder zurück in mein Dorf. Mein Vater wird nun schon lange tot sein.“ - „Ja“, sagt der Mann, „so wird es sein. Gehen wir!“

Sie gehen zurück. Sie sind alt geworden. Sie gehen langsam.

Nach einigen Tagen kommen sie im Dorf an. Sie treffen den Vater des Mädchens. Er ist unverändert. Er schaut aus wie immer.

„Was ist das?“

Sie fragen: Es sind nur einige Tage seit ihrer Flucht vergangen. Alle Leute reden davon, aber niemand erkennt sie.

„Komm!“ sagt der Mann, „Gehen wir in ein anderes Dorf.“

Sie sind in ein anderes Dorf gegangen. Dort sind sie geblieben.

Das dunkle Reich - in anderen Guaraní-Erzählungen ist auch von einem „Land der Toten“ die Rede - ist hier das Jenseits. Und die Zeitrelation betrifft die beiden Liebenden, die dort alt werden, dann jedoch in eine Welt zurückkehren, die sich nicht verändert - das heißt zeitlich kaum fortbewegt hat.

In einem andalusischen Märchen <sup>59)</sup> ist auch von einem Liebespaar die Rede, das von daheim wegwandert, sich auf der Wanderfahrt verliert und durch eine Fee wieder zusammengeführt wird. Doch erkennen sie, daß sie beide in der Zeit der Trennung und des Suchens gealtert sind.

Die Bereiche, durch die sie irren und in denen sie verschiedene (jenseitige) Gestalten um Rat fragen, haben zweifellos Jenseitscharakter, doch wird nicht absolut klar, ob der Aufenthalt im Jenseits oder der Umstand der Trennung sie hat altern lassen. Reich beschenkt kehren sie in ihre Heimat zurück, wo inzwischen ein Jahr vergangen ist, um nun ihren „Lebensabend“ wieder daheim, wo sie niemand wiedererkannt hat, zu verbringen. Die Relation der Zeit scheint auch in diesem Märchen unserem Typus B zu entsprechen, doch bleibt die Zeichensetzung recht vage. Man könnte auch an Goethes „Zeitmaß“ denken:

„Eros, wie seh ich Dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!  
Wie leichtsinniger Gott, missest du doppelt die Zeit?  
Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;  
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Das wäre allerdings ein Zug, welcher der Mentalität volkstümlichen Erzählens im allgemeinen fremd ist.

„Die Helden des Märchens besitzen die ewige Jugend. Nichts vermag ihr Abtrag zu tun, keine Zeitspanne und keine Sorge, die längste Irrfahrt nicht und die schlimmsten Schicksalsfälle nicht.“ <sup>60)</sup> Hat hier Lüthi nicht zu sehr verallgemeinert?

Gerade im Hinblick auf Kindermärchen hat sich eine Anthologie des Lieblichen herausgebildet, die jenen großen Bereich von Märchen ausschließt, in denen „sagenhafte“ Schlüsse das Bild leuchtenden Glücks eintrüben.

In vielen Märchen, in denen scheinbar von „Jugend ohne Alter und Leben ohne Tod“ die Rede ist, muß der Held zuletzt ins Gras beißen. Er wird in kurzer Zeit zum Greis und stirbt.

So klingt auch das italienische Märchen „Das Land, wo man nie stirbt“<sup>61)</sup> aus:

*...Er war noch nicht weit gekommen, da begegnete er einem Fuhrmann, der hatte seinen Wagen voll alter Schuhe geladen.*

*Der Fuhrmann hielt den Jüngling an und sagte: „Ach Herr, könntet Ihr mir nicht einen Augenblick helfen! Mir ist das Rad aus der Achse gegangen.“*

*„Tut mir leid“, sagte der Jüngling, „ich habe große Eile und kann nicht absteigen.“*

*„Ach“, sagte der Fuhrmann, „seid doch so gütig und habt Mitleid mit mir. Ihr*

*seht, daß ich ganz allein bin und daß es schon Abend wird. Wenn Ihr nicht helft, komme ich nimmer heim.“*

*Da erfaßte den Jüngling Mitleid mit dem Fuhrmann und er schwang sich aus dem Sattel. Aber kaum hatte er mit seinem Fuß den Boden berührt, als ihn der Fuhrmann mit einem Arm umschlang und sagte: „Ach, endlich habe ich dich erwischt! Weißt du denn nicht wer ich bin? Ich bin der Tod! Siehst du alle diese vielen Schuhe auf dem Karren? Die habe ich alle durchgelaufen, um dich zu fassen. Jetzt bist du mir endlich in die Falle gegangen. - Früher oder später müßt ihr ja alle in meinen Armen enden. Da gibt es keinen Ausweg.“ Und da hatte für den armen Jüngling die Todesstunde geschlagen.*

Auch die Relativität der Zeit hat ihre Grenzen, und selbst bei einer optimistischen Grundhaltung des Märchens fehlt es keineswegs an tragischen Schlüssen.

Über oft recht verwunderliche Gedankengänge im Bereich der Volkserzählung haben wir vor Jahren Andeutungen zu machen versucht.<sup>62)</sup> Die Zeitproblematik zählt zweifellos zu diesem komplizierten Bereich, den man nicht ohne weiteres in der Welt der mündlichen Überlieferung erwarten möchte, und der innerhalb der Legende am wenigsten überrascht.

Der Religionswissenschaftler Åke Hultkrantz kommt in einem Aufsatz, der auch sonst bemerkenswerte Beobachtungen aus der Feldforschung enthält, zu der folgenden Anmerkung:

„Gegenwärtig entwickelt sich ein neues, qualitativ verschiedenes Weltbild, ein neues »Paradigma« (Kuhn, Th. S., *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1970). Die Naturwissenschaftler haben herausgefunden, daß die kleinsten Bestandteile von Atomen nicht Materie, sondern Energie sind. Das Universum setzt sich aus Strömen oder Wellenbewegungen zusammen. ...Es gibt im Universum Verbindungen zwischen Teilchen, aber wir begreifen sie nicht (J.S. Bell). ... Ja, die Bedeutung von Begriffen wie Raum und Zeit lockert sich allmählich. Zweifellos ist es eine Herausforderung unseres Verstandes, daß im äußeren Weltraum die Zeit rückwärts fließt.“<sup>63)</sup>

Der Antagonismus zwischen Realistik und Phantastik, der in vielen Volkserzählungen auftaucht, wird gerade in dem Phänomen der Relation zwischen „Normalzeit“ und „Jenseitszeit“ evident. Es bleibt dabei von sekundärer Bedeutung, wieweit man in diesem Erscheinungsbild ein hochsensitives Ahnungsvermögen und eine gewisse Hellsichtigkeit alter Erzähltraditionen sehen will. Die wechselseitige Durchdringung von Wirklichkeit und von Legendärem, von Alltag und von Mythos, sogar die Gleichzeitigkeit von Banalität und Utopie kristallisiert sich polymorph in Vergleichspaaren wie jenem, das in unseren Beispielen angeklungen ist.

In vielen Märchen, Legenden und Sagen bleibt die klare Hinordnung verborgen; doch steht die wunderbare Wirkungsweise der Zeit nicht als ein *l'art-pour-l'art*-Element, sondern als Ausdruck eines Bemühens um Annäherung an ein mit Worten schwer formulierbares Weltbild.<sup>64)</sup>

Menschheits-Traum und Ahnung vermischen sich mit spielerischen Formen des Volksreligiösen und dem Drang, Leben und Welt in Worten nachzubilden und nachzuschöpfen.

## NACHWORT

Bei einem Thema wie in unserem von den Zeitrelationen in der Volksliteratur können die vorgelegten Texte nur Ansätze und Anregungen sein. Es müßten sämtliche Erzählungen erfaßt werden, die sich mit diesem Komplex befassen, um zu dem zu kommen, was Isidor Levin als „Corpusanalyse“ versteht. Die manchmal auch widersprüchliche Erscheinungsform des Themas zeigt doch klar an, daß es sich nicht um ein Randphänomen handelt, sondern um eine zentrale Problematik, selbst wenn viele Versionen im Lauf der letzten Jahrhunderte verloren gegangen sein mögen, weil ihre urtümliche Funktion nicht mehr verstanden worden ist.

Hervorgegangen ist dieser Versuch aus einer kleinen Studie, die 1976 in der Festschrift für Vincente García de Diego erschienen ist. Ich habe nun Herrn Kollegen Klaus Beitzl dafür zu danken, daß er zu dieser vorliegenden Schrift ermutigt und ihr Erscheinen ermöglicht hat. Ihm gelte daher mein besonderer Gruß.

Geras März 1986  
Felix Karlinger

## ANMERKUNGEN

- 1) Thaanit 23 a, zitiert nach Heinrich Günter, Die christliche Legende des Abendlandes. Heidelberg 1910, S. 68
- 2) Ernst Jünger, Mantrana (= Sämtliche Werke, Bd. 12) Stuttgart 1979, S. 524
- 3) Siehe Felix Karlinger, Legendenforschung - Aufgaben und Ergebnisse. Darmstadt 1986, S. 26 - Sowie: Michael Huber, Die Wanderlegende von den Siebenschläfern. Eine literargeschichtliche Untersuchung. Leipzig 1910
- 4) Helmut Rosenfeld, Legende. Stuttgart 1982<sup>4</sup>, S. 68
- 5) Heinrich Günter, Psychologie der Legende. Freiburg 1949, S.67
- 6) Wilhelm Michaelis, Die Apokryphen Schriften zum Neuen Testament. Bremen 1956, S. 90
- 7) Michael Huber (wie Anm. 3), S. 219
- 8) Felix Karlinger, Mythen und Märchen um das Mittelmeer. In: Das Mittelmeer. Luzern 1980, S. 236
- 9) zum Beispiel Märchen Nr.10 in: Felix Karlinger, Ulrike Ehrgott, Märchen aus Mallorca. Köln 1968, S. 44
- 10) Leopold Schmidt, Kulturgeschichtliche Gedanken zur Musik im Märchen. In: Musikerziehung 3, 1950, S. 144
- 11) Felix Karlinger, Das Zeitproblem bei der Jenseitsfahrt. In: Festschrift für Vincente García de Diego. Madrid 1976, S. 217
- 12) F. Cercaduro, Osservazioni e studi: Testi popolari siriachi e spagnoli. Bari o.J. (circa 1945) - Calila e Dimna. Edición, introducción y notas de Juan Manuel Cacho Blecua y María Jesús Laccara. Madrid 1984
- 13) Besonders auf Kreta und Sardinien: Zeus und Iolaos. - Siehe z.B. Felix Karlinger, Italienische Volksmärchen. Köln 1973, S. 249
- 14) Felix Karlinger, Gertrud Gréciano, Provenzalische Märchen. Köln 1974, S. 31
- 15) Felix Karlinger, Considerațiune despre lumea de dincolo și raprezentarea ei în literaturile populare romanice. In Bună Vestire IX, 1970, S. 63
- 16) Gero Widengren, Iranische Geisteswelt. Baden-Baden 1961, S. 235
- 17) Felix Karlinger, Wunderbare und verwunderliche Ereignisse unterm Märchenerzählen. Ein Erfahrungsbericht. In: Scripta Romanica Natalicia (=Salzburger Romanistische Schriften, Bd.X) Salzburg 1984, S. 167
- 18) (Wie Anmerkung 13)
- 19) Felix Karlinger, Bohdan Mykytiuk, Europäische Legendenmärchen. Köln 1967, S. 172
- 20) Lutz Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Bd. I, Bern 1962, S. 124

- 21) Paul Sébillot, Littérature orale de l'Auvergne. Paris 1881, S. 149
- 22) Marie-Louise Tenèze, Le conte populaire français. 4. Bd., Paris 1985, S. 278
- 23) Felix Karlinger, T. Laserer, Baskische Märchen. Köln 1980, S. 176
- 24) Carlos Clavería Arza, Leyendas de Vasconia. Pamplona 1974<sup>3</sup>
- 25) Xavier Goiri Bordes, Cuentos populares del País Vasco. Pamplona 1964 (Ms., Photokopiert)
- 26) Felix Karlinger, Observacions sobre el „Cas raro d'un home anomenat Pere Portes“. In: Revista de istorie și teorie literară 2, Bukarest 1979, S. 281
- 27) Leopold Kretzenbacher, Legende und Sozialgeschehen zwischen Mittelalter und Barock. Wien 1977
- 28) Felix Karlinger, Einführung in die romanische Volksliteratur. Bd. I, München 1969, S. 227
- 29) Nur in der Literatur findet sich bei Cervantes noch eine knappere Zeitangabe; Sancho Panza schätzt die Zeit des Verweilens von Don Quijote in der Höhle Montesinos auf eine halbe Stunde, Don Quijote selbst wähnt, drei Tage in diesem Jenseitsbereich geweiht zu haben.
- 30) Felix Karlinger, Das Mädchen im Apfel. Italienische Volksmärchen. München 1964, S. 24
- 31) Alexander Dima, Rumänische Märchen. Leipzig 1944, S. 34
- 32) Der Text stammt aus dem unveröffentlichten Nachlaß von Thordis von Seuss-Wirwitz
- 33) Felix Karlinger, Genovefa. In: Romanische Volksbücher. Querschnitte zur Stoffgeschichte und zur Funktion ausgewählter Texte. Darmstadt 1978, S. 158
- 34) „Die Geschichte von Spadonia“. Laura Gonzenbach, Sicilianische Märchen. Leipzig 1870, Nr. 88
- 35) Aufgenommen 1963, unveröffentlicht
- 36) Felix Karlinger, E. Turczynski, Rumänische Sagen und Sagen aus Rumänien. Berlin 1982, S. 26
- 37) E. Malkiel Lopez, Cuentos populares iberoamericanos. Rosario o.J., S. 123
- 38) Zum Beispiel: Mircea Eliade, Nächte in Serampore. München 1953 - ders., Bei den Zigeunerinnen. Frankfurt/M. 1980 - Vasile Voiculescu, Der Lockvogel. In: Magische Liebe. Bukarest 1970, S. 103
- 39) Mihail Sadoveanu, Nunta Domniței Ruxanda (Die Hochzeit der Prinzessin Ruxanda), Bukarest 1932
- 40) Aus der Sammlung von J. Lafone Quevedo sind bisher nur einzelne Texte im Original in lateinamerikanischen Zeitschriften veröffentlicht.
- 41) Antonio Paredes-Candia, Cuentos populares Bolivianos. De la Tradición oral. La Paz 1973, Anhang
- 42) Jakob Ulrich, Die hundert alten Erzählungen. Leipzig 1905, S. 25 - Original: Le cento novelle antiche, a cura di Enrico Sicardi. Straßburg o.J.

- 43) Don Juan Manuel, Der Graf Lucanor. Nach der Eichendorffschen Übertragung herausgegeben von Arnold Steiger. Zürich 1944, S. 62
- 44) Siehe hierzu auch Felix Karlinger, Don Juan Manuel. Märchen und Moral. In: Felix Karlinger, Angel Antón Andres, Spanische Literatur. Gestalten und Formen. Stuttgart 1975, S. 40
- 45) Felix Karlinger, Südamerikanische Märchen. Frankfurt 1973, S. 159
- 46) Federico García Lorca, Zigeuner-Romanzen. Deutsch von Enrique Beck. Wiesbaden 1953, S. 59
- 47) Ovidiu Bîrlea, Antologie de Proză Populară Epică. Vol. I-III, Bukarest 1966, Bd. II, S. 441
- 48) Felix Karlinger, Einführung in die romanische Volksliteratur. Bd. I, München 1969, S.48
- 49) Max Lüthi, Es war einmal ... - Vom Wesen des Volksmärchens. Göttingen 1962, S. 28
- 50) Max Lüthi, (wie Anm. 49)
- 51) Max Lüthi, (wie Anm. 49)
- 52) Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen. München 1981<sup>7</sup>, S. 20
- 53) Max Lüthi, (wie Anm. 52)
- 54) Max Lüthi, (wie Anm. 52), S. 21
- 55) Felix Karlinger, Das Feigenkörbchen. Märchen aus Sardinien. Kassel 1972, S. 95
- 56) Sammlung Klara Rumbucher, aufgenommen 1954 in Gatão/Amarante (Minho).
- 57) Brief von Frau Professor Klara Rumbucher an den Autor vom 9. X. 1954
- 58) Eugen Simion, Die Schichten des mythischen Textes. In: Die Mitte der Welt. Aufsätze zu Mircea Eliade. Frankfurt 1984, S. 316
- 59) Sammlung von Thordis von Seuss-Wirwitz, aufgenommen 1963 in Sevilla
- 60) Max Lüthi, (wie Anm. 52), S. 21
- 61) Felix Karlinger, (wie Anm. 30), S. 27
- 62) Felix Karlinger, Pensamientos y cuentos. In: Luz y oscuridad. Buenos Aires 1982, S. 17
- 63) Åke Hultkrantz, Ritual und Geheimnis. Über die Kunst der Medizinmänner, oder was der Professor verschwieg. In: Der Wissenschaftler und das Irrationale. Bd. 1, Frankfurt 1985, S. 91
- 64) Siehe auch: Ruxandra Niculescu, Omul de Piatră. Basmele călătorilor în timp. Bukarest 1976 (Im Vorwort steht auf S. VII: „Das Märchen hat entdeckt, daß es keine einheitliche Zeit gibt, die für alle gültig wäre, keine universale Zeit.“)







